<36611210500015 7

<36611210500015

Bayer. Staatsbibliothek

Geo. u. 235-1

~~Itinerar. p. 1381.~~

H.Φ.R. 525. b.

Geo. Un. Meiners
235 - 1

Kleinere
Länder-
und
Reisebeschreibungen

von

C. Meiners

Königlich-Großbritannischem Hofrath,
und ordentlichem Lehrer der Weltweisheit
in Göttingen.

Erstes Bändchen.

Zweite Auflage.

Berlin
bei Haude und Spener. 1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Die beyden ersten Stücke der gegenwärtigen Sammlung waren noch nie gedruckt. Die übrigen sind zwar schon in den bisherigen Jahrgängen des historischen Magazins erschienen: da sie aber mit den erstern ein Ganzes von Beobachtungen über unser deutsches Vaterland ausmachen, so weit ich es gesehen, und zu beschreiben gut

gefunden habe; so entschloß ich mich, alles, was zusammengehörte, miteinander zu vereinigen, und besonders herauszugeben. Ich habe die schon gedruckten Aufsätze von allen Nachläßigkeiten der Sprache sorgfältig gereinigt, manche kleine Unrichtigkeiten in Nachrichten oder Urtheilen verbessert, und hin und wieder ergänzende Zusätze gemacht. Auf dieß erste Bändchen wird ein zweytes folgen, so bald ich Stoff genug dazu werde gesammelt haben; und dieß zweyte Bändchen wird lauter ungedruckte Stücke enthalten.

Göttingen am 10. November 1790.

Vorrede
zur zweiten Ausgabe des ersten Bändchens.

Als ich die Nachricht erhielt, daß die erste Ausgabe des ersten Bändchens meiner kleineren Länder- und Reisebeschreibungen vergriffen sey; faßte ich den Entschluß, meine Freunde in den von mir beschriebenen Gegenden um Zusätze, und Berichtigungen ;u bitten. Ich machte diesen Entschuß meinem Herrn Verleger bekannt. Dieser zeigte mir die Bedenklichkeiten die bei beträchtlichen Zusätzen, oder Vermehrungen neuer Auflagen Statt haben. Ich fand diese Bedenklichkeiten gegründet, und gab daher den erwähnten Vorsatz auch mit aus dem Grunde auf, weil mir für eine solche Sammlung, dergleichen die gegenwärtige ist, nur solche

Berichtigungen und Zusätze passend scheinen, welche der Verfasser bei abermaligen Besuchen der einst bereisten Gegenden zu machen Gelegenheit hat. Ueberdem betreffen die meisten Wahrnehmungen, Nachrichten, und Urtheile, welche das erste so wohl, als zweite Bändchen in sich fassen, nicht vorübergehende, sondern bestehende Gegenstände, in so fern man vergänglichen Dingen diesen Namen geben kann. Auch die Bemerkungen über solche Gegenstände, die sich mit jedem Jahre, oder doch in wenigen Jahren ändern, behalten, wenn sie anders richtig sind, dadurch ein dauerndes Interesse, daß man daraus in späteren Zeiten sehen kann, wie etwas in früheren Zeiten beschaffen war. Die Sprache, und Rechtschreibung habe ich in der neuen Auflage des ersten Bändchens mit der größten Sorgfalt berichtigt.

Göttingen, d. 24. August 1800. C. Meiners.

Inhalt.

I. Bemerkungen über Salzburg, und Berchtesgaden.

II. Bemerkungen über Wien, und die umliegenden Gegenden.

III. Bemerkungen und Fragen über die Cultur, und den Anblick einiger Gegenden in Nieder-Sachsen, Hessen, Franken, und Thüringen.

IV. Einige Nachrichten über den Weinbau am Rhein, und in Franken.

V. Urtheil über die berühmte Rheinfahrt von Bingen nach Coblenz.

VI. Beschreibung des Extersteins in der Grafschaft Lippe-Detmold.

VII. Be-

Inhalt.

VII. Bemerkungen auf einer Reise von Göttingen nach Cuxhaven.

VIII. Nachrichten von mehrern vortrefflichen Einrichtungen in der Grafschaft Lippe-Detmold.

IX Kurze Vergleichung des nördlichen und südlichen Deutschlandes.

X. Berichtigungen, und Zusätze zu den Nachrichten über die große Sterblichkeit im Lande Hadeln, und deren Ursachen.

I. Be-

I.

Bemerkungen über Salzburg, und Berchtesgaden.

Im Jahr 1788 geschrieben.

Wenn man die Schweiz nicht gesehen, aber doch Gelegenheit gehabt hat, die Gebirge und Thäler von Salzburg, und Berchtesgaden zu besuchen, so kann man sich schmeicheln, daß man ein treues, wenn gleich verkleinertes Nachbild von Helvetien gesehen habe. Salzburg und Berchtesgaden haben Schneeberge und Alpen, Steinböcke und Gemsen, Sennen und Sennhütten, Gletscher und Gletscherwasser, Seen und Wasserfälle, enge und schnell sich verändernde Thäler, endlich Höhen und Standpuncte, die unermeßliche Aussichten gewähren. Freylich sind die Salzburgischen Berge nicht so hoch, und so weit herunter mit Schnee bedeckt: die

Gletscher und Schneefelder nicht so groß: die Wasserfälle nicht so prachtvoll: die Gletscherwasser nicht so furchtbar, und mit so ungeheuren Granitblöcken angefüllt: die Seen nicht von einem solchen Umfange: die Alpen und Thäler nicht so arkadisch, als in der Schweiz. Allein wenn man die Natur im Salzburgischen und Berechtesgadischen sorgfältig beobachtet hat; so kann man den Abstand zwischen derselben, und zwischen der Natur in der Schweiz leicht ausfüllen; und man darf nicht fürchten, daß man die Beschreibungen Schweizerischer Landschaften, und Erscheinungen, aus Mangel von anschauender Kenntniß nicht verstehen, oder gar mißverstehen möchte. Wenn eine kurze Schilderung der vornehmsten Scenen in und um Salzburg, und Berchtesgaden, von welchen ich Zeuge war, meinen Lesern nur einen kleinen Theil des Vergnügens verschafft, welche mir die Erneuerung der glücklichen Augenblicke gewährt, die meine Reisegefährten, und ich, durch die Gnade der von ihren Unterthanen gleich verehrten, und geliebten Fürsten dieser Länder, und durch die unvergeßlichen Bemühungen unserer Salzburgischen Gönner und Freunde genossen haben; so darf ich mir versprechen, daß keiner meine, wenn gleich schwachen, aber doch nach der Natur gezeichneten Gemählde ohne Theilnehmung betrachten werde.

Die Lage der Stadt Salzburg wird schwerlich in den ersten Tagen der Erwartung von Fremden entsprechen, die mit den vorzüglichsten Natur-Schönheiten von Deutschland, und der Schweiz bekannt sind: am wenigsten alsdann, wenn die Erwartung durch die vortheilhaften Beschreibungen anderer Reisenden hoch gestimmt ist. Die Stadt ist von drei Seiten mit nahen Bergen nicht sowohl umgeben, als ummauert; und diese Berge bieten, wenn man sie von der Stadt aus betrachtet, fast nichts, als schmutzige oder nackte Wände von Breccia, und Kalkfelsen, oder steile Abhänge dar, die theils ganz unbrauchbar, theils aber mit Nadelholz, und wildem Gesträuch bewachsen sind. Der Mönchsberg, der Schloßberg, und der Capuzinerberg, (diese sind die Nahmen der Anhöhen, von welchen Salzburg eingeschlossen ist) würden von ihren Füßen betrachtet, durch ihre Nacktheit oder Wildheit einen scheußlichen Anblick geben, wenn sie nicht durch die Gebäude, Clöster, und Festungswerke, die an ihren Absätzen, oder auf ihren Rücken errichtet sind, bekeidet, und gemildert würden. Die Ufer der Salza, die sich durch diese Gebirge durchdrängt, sind weder so kühn, als die von gewaltigen Gletscherwassern, die sich selbst in Granitfelsen tiefe Bette aushöhlen, noch so reich und lieblich, als die Gestade des Rheins, oder des

Mains, und der Elbe. Das Bett der Salza ist durchgehends mit breitern oder schmälern Streifen von dürrem Kies eingefaßt; und diese weissen Kiesufer leiten das Auge dem Laufe des Flusses noch in solcher Ferne nach, wo man nur kaum die schimmernde Wasserfläche entdeckt. Die unabsehliche Ebene, die sich von dem Fuße des Mönchsberges an nach Baiern hin ausbreitet, überrascht das Auge, wie jede gränzenlose Aussicht, wo man vergebens nach Schranken sucht; allein sie ermüdet bald durch ihre wagerechte Einförmigkeit, indem alle Hügel, oder hügelichte Erhebungen, wie durch die Hand der Kunst abgetragen, und abgeplattet zu sein scheinen. Wenn man die Thalflächen, die oberhalb und unterhalb der Stadt von beyden Ufern der Salza auslaufen, genauer, und in ihren einzelnen Theilen betrachtet; so findet man eben so viele niederschlagende, als erfreuliche Gegenstände. Die Felder und Wiesen sind nur um einige Schuh über den Strom der Salza erhaben, und erinnern also durch ihre niedrige Lage jeden aufmerksamen Beobachter an die Verwüstungen, welche diese Felder und Wiesen durch die fast jährlich austretende Salza bisher erlitten haben, und künftig noch leiden werden. Der Boden hat meistens das Ansehen einer schwer zu überwindenden Unfruchtbarkeit, oder er versinkt auch in Sümpfe, oder so genann-

te Moose, die beträchtliche Strecken nahe an der Stadt einnehmen. Selbst das schönste Lustschloß in der Nähe von Salzburg, Leopoldscrone, das von dem Erzbischofe Kuenburg erbauet ist, und die in ihrer Art einzige Sammlung von Porträten der grösten Mahler enthält, selbst dieses Schloß steht in der Mitte eines Mooses, das sich fast jährlich weiter ausbreitet, und vorher angebaute Felder und Wiesen verschlingt. Der kiesige, oder sumpfige Boden, die wagerechten sich wenig oder gar nicht wölbenden Thäler, die meistens steil abgeschnittenen Bergwände, und dann die hohen bis in die Mitte des Sommers mit Schnee belegten Gebirge sind gewiß die Hauptursachen, warum in der Nähe von Salzburg der Rebstock nicht gedeiht, ungeachtet diese Stadt südlicher liegt, als irgend eine andere große Stadt in Deutschland, Inspruck ausgenommen, und ungeachtet die Hitze in dem Kessel von Salzburg, und in den benachbarten Thälern größer und drückender, als in vielen Gegenden von Italien ist.

So wenig anziehend aber die Lage der Stadt, und alle die Stadt zunächst umgebenden Gegenstände sind; so abwechselnd und entzückend sind die Landschaften, die man von den nächsten Anhöhen, und in einiger Entfernung von Salzburg entdeckt. Weder die Schweiz, noch das übrige Deutschland enthalten ein anderes ähnliches Plätz-

chen, das in Ansehung der romantischen und anmuthigen Situationen, oder der Größe und Mannichfaltigkeit von Aussichten, mit der Fläche des Mönchsberges bei Salzburg verglichen werden könnte. Wenn sich auf der Höhe dieses Berges lebendiges Wasser, oder nur ein schöner Teich fände; so würde man ihn mit Recht den schönsten, und zugleich seltsamsten Englischen Garten nennen können, der je aus den Händen der Natur, und der Kunst hervorgegangen wäre. Ohne diesen Mangel von Wasser würde er wahrscheinlich auch schon Jahrhunderte lang von den Mitgliedern irgend eines geistlichen Ordens besetzt worden seyn, die von jeher solche erhabene, einsame, und über angebaute Thäler weit herrschende Lagen vor allen andern liebten. Der Mönchsberg ist eine ungeheure Masse von weicher, aber an der Luft leicht erhärtenden Breccia. Er wurde wahrscheinlich in Zeiten, die weit über die Entstehung unsers Geschlechts hinausgehen, in dem Abgrunde des Oceans von entgegengesetzten, oder auf einander stoßenden Meerströmen zusammengeschwemmt. Er ist von allen Seiten steil abgeschnitten, am steilsten und höchsten von der Stadtseite, wo die Kunst der Natur nachgeholfen hat, und noch immer nachhelfen muß, indem sich von Zeit zu Zeit große Fragmente ablösen, welche die an seinen Fuß gestützten, oder

in ihn selbst hineingebauten Wohnungen und Plätze zerschmettern und bedecken würden, wenn man sie nicht vor ihrem gefährlichen Fall ablöste, und wie die abgeschälte Rinde eines Felsenstammes abblätterte. Die obere Fläche des Mönchsberges ist von einem so beträchtlichen Umfange, daß man eine gute Stunde braucht, um sie nur zu umgehen, und daß mehrere Stunden nicht hinreichen, um alle die labyrintischen Gänge und Wege zu durchirren, welche die Natur geöffnet, oder die Hand des Menschen gebahnt hat. Der Rücken des Berges ist nicht eine einförmige leicht zu überschauende Ebene, sondern enthält kleine liebliche Hügel und Gründe, in deren Bekleidung und Verschönerung die Natur sich gleichsam erschöpft hat. Man ist wie bezaubert, wenn man auf dem öden und abschreckenden Felsen, dessen Größe man eben so wenig, als seine Schönheiten ahndete, immer neue Abwechselungen von Gartenfeldern und Fluren, von einzelnen mahlerischen Bäumen, und hellen einladenden Hainen, oder von dichten Wäldern des schönsten Laubholzes, von Weiden und Wiesen, von kleinern und größern Gebäuden antrifft; denn an verschiedenen Plätzen ist ein großes den Landesständen zugehöriges Magazin, ein oder einige Haushaltungsgebäude, und Lusthäuser errichtet, wovon das eine dem Stift St. Peter, und das andere der

Universität gehört. Das letztere ist zur Ergötzung der akademischen Lehrer bestimmt, und steht auf einem der erhabensten Hügel des Mönchsberges, von welchem man fast alle die Gegenstände und Landschaften überschaut, die man auf den übrigen Standpuncten nur theilweise wahrnimmt. Man hat hier nicht bloß die beyden von der Salza durchschnittenen Theile der Stadt, nicht bloß den Capuzinerberg, sondern auch die Ketten von Gebirgen vor sich, die sich hinter dem Capuzinerberge links und rechts fortziehen, und ein prächtiges, immer mehr und mehr zurückweichendes Amphitheater bilden, dessen letzte Stuffen, oder Erhöhungen sich in kaum erreichbarer Ferne verlieren. In dieser ganzen Kette von Bergen fesselt keiner die Aufmerksamkeit des Beobachters so sehr, als der erhabene Hohestaufen, der sich, wie ein Riese, unter Zwergen emporhebt. Der Hohestaufen ist von seiner Spitze bis an seinen Fuß so dicht mit dunkelm Nadelholze bedeckt, daß es scheint, als wenn die Hand des Menschen ihn noch nie entweiht, und kaum der Fuß eines Sterblichen ihn betreten hätte. Auch ist er noch immer der Lieblings-Aufenthalt von Gemsen, die sich im Salzburgischen nirgends in so zahlreichen Haufen, als auf den Höhen und in den verborgenen Felsenwinkeln des Hohenstaufen finden. Das schwarze Haupt dieses Berges scheint immer

mit drohenden Gewitterwolken beladen. Nicht selten aber streckt der Hohestaufen seine Scheitel kühn aus den Gewittern hervor, die um seine Schultern toben, und dann in wenigen Augenblicken das ganze umliegende Thal mit dem Mantel der Nacht bedecken. Am Fuße des Hohenstaufen liegt das Stift St. Zeno, das von regulirten Chorherren bewohnt wird, und von dessen ehrwürdigen Prälaten wir auf einer Reise nach Reichenhall auf das gastfreundlichste aufgenommen wurden. Der Erbauer dieses Stifts hatte gewiß die ernstliche Absicht, der Welt abzusterben; denn noch jetzt ist die Lage des Closters weniger romantisch, als wild. Im Sommer ist es den Zerstörungen wüthender Bergwasser ausgesetzt, und im Winter sollte es allem Ansehen nach den Schlägen von Lauinen unterworfen seyn. Von mehreren Seiten ist es, als wenn die nahen und hohen Gebirge in die Fenster des Stifts fallen wollten; allein aus dem Speisesaale sieht man in ein langes, aber enges und trichterförmiges Thal hinein, das von zwey mächtigen Gebirgsarmen eingeschlossen, und zuletzt von einem Schneeberge begränzt wird, dessen eine Hälfte nach Salzburg, die andere aber nach Tyrol gehört. In der linken Gebirgskette steht ein ungeheurer abgestumpfter Felskegel, einer Säule

gleich, die eine Erde getragen hätte, oder stützen könnte. Auch in diesem abgelegenen Stifte lebt ein P. Benedict, der eine kleine, aber auserlesene Bibliothek besitzt, und sich durch seine Predigten sowohl, als durch seine Erbauungsschriften einen nicht geringen Nahmen erworben hat. *)

Wenn man mit seinem Blick über den flachen Raum wegsetzt, der sich an der linken Seite des Hohenstaufen gränzenlos ausdehnt; so wird man durch die Felsenwand des Untersperges aufgehalten, der sich nach der Messung des Herrn Professors Beck 711 Pariser Klafter über das untenliegende Thal erhebt. So groß auch die Hitze des Junius im Jahr 1788 war; so behielt doch der Untersperg bis in den Julius Flecken und Streifen von Schnee, die sich in jeder kühlen Nacht vergrößerten, indem es auf dem Untersperge selbst im Sommer häufig schneit, wann im Thale Regen fallen. Der Untersperg hat die schönsten Marmorbrüche, und die trefflichsten Alpen. Diese werden aber dem Auge weniger bemerkbar, als die Felsenwände, oder Felsenlagen, die wegen ihrer schimmernden Weiße mehr den Blick auf sich ziehen. Das ganze Ge-

*) Das Stift St. Zeno ist vor etwa einem Jahre durch einen unglücklichen Brand ganz in die Asche gelegt worden.

birge scheint daher viel öder, und unfruchtbarer, als es wirklich ist; und man sollte glauben, daß furchtbare Revolutionen den Untersperg zerrissen, oder daß in dem Laufe vieler Jahrhunderte, die zerstörenden Kräfte der Luft, und der Witterung ihn seiner Pflanzendecken größtentheils beraubt hätten.

Gegenbilder des Untersperges sind der ihm gegenüberstehende Gaisberg und Schwarzberg, unter welchen der erstere 427 Pariser Klafter hoch ist, und in einer jeden andern Gegend von Deutschland durch seine Höhe Erstaunen erwecken würde. Der Gaisberg und Schwarzberg sind die einzigen von allen Salzburg umgebenden Bergen, die nicht senkrecht, oder steil, sondern allmählig in sanften, sich übereinander erhebenden Hügeln emporsteigen, und auf allen diesen Absätzen mit schönen Alpen, und Wiesen, mit grünenden oder reifenden Saaten, mit zerstreuten friedlichen Hütten, und mit Bäumen und Waldung von allerlei Art bedeckt sind. Zwischen diesem Berge, und der Salza sind die meisten Gärten und Landsitze der reichen Salzburger angelegt, unter welchen aber keiner in Rücksicht auf Lage und Anlage dem Englischen Garten gleich kommt, den der Herr Graf von Truchses Wolfegg, Domherr von Salzburg, an dem Fuße des Gaisberges angelegt hat. Die Wahl

des Platzes, und die Benutzung desselben machen dem durch große Reisen, und sorgfältige Beobachtung gebildeten Genie des edlen Schöpfers dieses Gartens gleich viele Ehre. Man findet in diesem Garten, in welchen die untersten Hügel, oder die ersten Erhebungen des Gaisberges hineingezogen sind, alle Partieen und Gegenstände, die man in geschmackvollen Englischen Gärten zu suchen pflegt. Jeder Theil hat etwas Eigenthümliches an sich, was den selbstbildenden Geist des Erfinders verräth. Ungeachtet der Garten nur von einem mäßigen Umfange ist; so sieht er doch nirgends, welches bey kleinen seynsollenden Parcs fast immer der Fall ist, einem Guckkasten, oder einer Galanteriebude ähnlich, wo alle glänzende und kostbare Sachen nahe neben einander gestellt sind. Er ist nirgends überladen, und nirgends sind seine Verzierungen zu dicht auf einander geworfen, oder an einander hingedrängt. Auch sind die Gränzen des Gartens auf eine solche Art versteckt, daß man von den meisten Standpuncten den nahen Wald als eine Fortsetzung desselben ansicht. Der Besitzer des Gartens kann die Spatziergänge des Waldes, als die seinigen nutzen. Er kann das Rauschen des Sturms, den Gesang der Vögel, das Geräusch einzelner Bäume, ja selbst das Gelispel zarter und zitternder Espenblätter hören, die

sich über sein Haupt hinneigen. Die gröste Zierde des Gartens ist nach einem Waldbach, der an der einen Seite in einem tiefen Felsenbette über ungeheure Trümmer wegbraust, und mehrere prächtige weit hörbare Fälle macht, die über alle Beschreibung große und prächtige Aussicht, die man von den Terrassen des Gartens, so wie aus den Zimmern des einfachen Gartenhauses hat. Man beherrscht zuerst das ganze, mehrere Stunden lange Thal, welches sich von Hallein und Hellbrunn an, bis an die Thore von Salzburg ausbreitet, das von der Salza durchströmt, mit unzähligen Gärten, Landhäusern, Dörfern, Kirchen und Clöstern übersäet, und mit mehrern Ketten majestätischer Berge umgeben ist, die sich alle gegen dieses Thal öffnen, und unter welchen das entferntere, die Salza, das nähere, den von Berchtesgaden herabkommenden Strom ausgießt. Am deutlichsten übersieht man die Arme von Gebirgen, die bis nach Berchtesgaden hinlaufen, und sich an den hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Wazmann anschließen. An einigen Stellen, wo sich die zur rechten Hand liegende Gebirgkette des Untersperges am meisten senkt, entdeckt man in sehr großer Ferne einige Spitzen Tyrolischer Berge, deren Anblick den bisherigen, Auge und Seele schon ganz ausfüllenden Gesichts-Kreis fast ins Unendliche erweitert, indem man glaubt,

daß man sich die Entfernung, die diese Berge von dem Auge des Beobachters trennt, noch immer nicht groß genug denke. Die Aussichten, die sich nach Salzburg hin darbieten, sind zwar weniger erhaben, als diejenigen, die man gerade vor sich hat; allein sie sind nicht weniger interessant. Man umspannt gleichsam die Salzburg zunächst umgebenden Berge mit einem Blick, und nimmt zu seiner Verwunderung eben diese Berge in einer ganz andern Gestalt und Richtung wahr, als worin man sie bisher wahrgenommen hatte. Man blickt mit fröhlichem Erstaunen in das schöne Thal, das hinter dem Capuzinerberge fortläuft, und das mit Häusern, Kirchen und Thurmspitzen geziert ist, als wenn diese alle zur Verschönerung der Aussicht aus dem Truchsessischen Garten hingebaut wären. Noch viel fesselnder ist der Prospect, der sich zwischen dem Capuziner-Berge auf der einen, und zwischen dem Schloß- und Mönchsberge auf der andern Seite öffnet. Hier fällt der Blick über die Stadt weg in die große Ebene nach Baiern hin. Weil man aber nur einen Abschnitt der breiten Fläche sieht, und das Auge in der Stadt Salzburg schon einen Ruhepunkt findet; so glaubt man um desto eher, daß man das Ende der Ebene entdecken werde: und wenn man dieses nicht findet; so verliert man sich zuletzt nicht ungern

in diesem Abgrunde von Aussicht, unstreitig ei-
ner der schönsten Fernen, (Lointains) die es in
unserm Erdtheil nur geben kann!

Von viel größerem Umfange, als der Truch-
sessische Garten sind die fürstlichen Gärten bey
Hellbrunn, und besonders die Wildgehege, die
damit verbunden sind. Das Jagdschloß Hell-
brunn liegt mit seinen Gärten zu sehr in der
Tiefe, als daß man sich weite, und mannichfalti-
ge Aussichten verschaffen könnte; und eben diese
tiefe Lage macht Hellbrunn nur im höchsten
Sommer zu einem gesunden und reitzenden Auf-
enthalt. Der eigentliche Garten ist ganz in dem
ehemaligen Holländisch-Französischen Geschmack
angelegt; und in eben diesem Geschmack sind die
mancherley Wasserwerke und Vexierwasser, die
zu viel gekostet haben, als daß man sie zerstö-
ren sollte, und die auch immer als Denkmähler
des Geschmacks der Vorfahren ein gewisses In-
teresse behalten. Ein unschätzbarer Vorzug des
fürstlichen Gartens ist der Reichthum von silber-
hellem lebendigen Wasser, das bald in klaren Tei-
chen gesammelt wird, und bald in sanft rieseln-
den, oder laut rauschenden Bächen die verschie-
denen Theile des Gartens durchströmt. Diese
Krystallenen Teiche und Bäche nähren die schön-
sten Forellen von allerley Größe, die man durch
einige Stückchen Brod haufenweise herbeylocken

kann; und sind meistens mit dick belaubten Bäumen besetzt, unter deren Schatten man gegen die brennendsten Strahlen der Mittagssonne Schutz und Kühlung findet. In dem Wildgehege irren unter ehrwürdigen Eichen, und Buchen nicht nur Hunderte von gemeinen Hirschen und Rehen, sondern auch große Rudel zarter und weißer Dammhirsche umher, die man vielleicht an keinem andern Orte in so großer Menge beysammen findet. Ganz einzig aber ist derjenige Parc, in welchem noch bis auf diese Stunde Gemsen und Steinböcke unterhalten werden. Dieser Parc schließt ein bald steiles und nacktes, bald mit Bäumen und Gebüschen bewachsenes, und mit trefflichen Weiden untermischtes Felsengebirge in sich, auf dessen Höhen, und in dessen Höhlen Steinböcke und Gemsen wohnen, und sich fortpflanzen. Der Steinböcke sind viel weniger, als der Gemsen, und jene hatten sich so sorgfältig verkrochen, daß sie von den Jägern nicht aufgetrieben werden konnten. Von Gemsen hingegen sahen wir mehrere, besonders Gemskühe mit ihren Jungen, die eine Zeitlang in geringer Entfernung von uns weideten. Die jungen Gemsen sind in Ansehung ihrer Gestalt von jungen Ziegen kaum zu unterscheiden. In Ansehung ihrer Bewegungen und Sprünge aber haben sie mit jungen Haasen eine auffallende Aehnlichkeit.

Ungeachtet ich nach meiner gegenwärtigen Absicht alles übergehe, was die Kunst, oder der Fleiß der Menschen in Salzburg Merkwürdiges und Schönes hervorgebracht hat; so kann ich doch nicht umhin, zwey Gegenstände zu berühren, an welchen zwar die Kunst, und Kenntnisse der Uhrheber und Besitzer am meisten, aber doch nicht allein bewundert zu werden verdienen. Diese beiden Gegenstände sind das neue Thor, das durch den felsigten Mönchsberg durchgebrochen ist; und dann das schöne Naturalien-Cabinett des Herren Barons, und Regierungsraths von Rehling, der sich durch seine Thätigkeit, und Einsichten bei der Einrichtung des neuen Steuerfußes, und bei vielen andern nützlichen Anstalten um seinen Fürsten nicht weniger, als um sein Vaterland, verdient gemacht hat. Die Durchbrechung des Mönchsberges war allerdings eine höchst nützliche, und gewissermaßen auch kühne Unternehmung. Bey genauerer Untersuchung findet man aber doch bald, daß sie lange nicht so viele Arbeit und Kosten verursachen konnte, als ähnliche Unternehmungen, die man außer Deutschland ausgeführt hat. Der Mönchsberg bey Salzburg bestand nicht, wie die Felsen beym Urnerloch auf dem Gotthartswege, aus dem härtesten, fast unbezwingbaren Granit, sondern aus weicher Breccia; und diese Breccia konnte

man aus dem Schooße des Berges auf eine solche Art ablösen, daß man alles was man brach, zu Mauersteinen von Gebäuden brauchen, und verkaufen konnte. Es ist mir von glaubwürdiger Hand versichert worden, daß die Oeffnung des Thors durch den Mönchsberg nicht mehr, als 600 Fl. gekostet habe, indem alle übrige Kosten durch das aus den verkauften Steinen gelöste Geld bestritten worden.

Viel lehrreicher, als der Anblick des neuen Felsenthores, ist die Besichtigung des Cabinetts des Herrn von Rehling. Dieß Cabinett enthält alle merkwürdige Naturproducte des Salzburgischen Stifts, sammt den Arbeiten und Processen der Kunst, die aus den Geschenken der Natur verfertigt, oder damit vorgenommen werden. Wenn alle Liebhaber und Kenner, besonders in solchen Gegenden, wo die Natur sehr ergiebig ist, sich nach dem Beyspiele des Herrn von Rehling, vorzüglich auf die Sammlung einheimischer, oder vaterländischer Schätze eingeschränkt hätten; so würde die Naturgeschichte sehr dadurch gewonnen haben, und das Besuchen von Naturalien-Cabinetten würde auch viel unterrichtender, als jetzt seyn, wo man meistens in allen Sammlungen natürlicher Merkwürdigkeiten dieselbigen, oder ähnliche Stücke wieder findet. Von der höchsten Schönheit sind in dem

Rehlingischen Cabinette, Schörlgranaten in einer Masse von Serpentin; Goldstuffen, in welchen gediegenes Gold nicht blos an Quarz angeflogen ist, sondern durch Quarz wirklich durchsetzt: und dann endlich ein ganzer Haufe von Turmalinen, die sich in den, nach Tyrol hinüberfallenden Trümmern eines Berges finden, dessen eine Seite nach Salzburg, die andere aber nach Tyrol gehört. Der Vorrath dieser Turmalinen war schon eine Zeitlang erschöpft, allein während unsers Aufenthalts in Salzburg sagte man, daß sich von neuem Felsenstücke von dem Turmalinreichen Berge losgerissen hätten, und daß man jetzt dergleichen wieder bekommen könne. — Das Kupfer des Adlerberges, von welchem wir gleichfalls Proben sahen, ist von einer so vorzüglichen Güte, daß der Centner davon auf der Stelle neun Gulden theurer verkauft wird, als das Ungarische Kupfer in Salzburg kostet. Der gröste Theil des Kupfers aus dem Adlerberge wird, wie die feinen daraus verfertigten Platten, oder Tafeln von Messing nach Lyon an die dasigen Fabriken verkauft.

Der Weg von Salzburg nach Berchtesgaden, der etwa fünf Stunden beträgt, ist weder schön, noch auch sonst sehr merkwürdig. Er läuft anfangs über eine sumpfige, mit wildem Gesträuche, oder mit Nadelholze bewachsene Flä-

che fort, und wenn man das enge Thal erreicht hat, das nach Berchtesgaden führt; so geht er fast immer ganz nahe an dem Wasser hin, das aus dem Königs- oder Bartholomäus-See herabkommt, und Achen, oder Alben genannt wird. Ungeachtet dieß Wasser gröstentheils von den Höhen des Wazmanns, und aus den Schneelagern anderer hohen Berge zusammenrinnt; so hat es doch nicht die trübe weißliche Farbe von Gletscherwassern, sondern es ist vielmehr grünlicht, weil es sich schon in dem vorhergenannten See gereinigt hat. Der Strom dieses Wassers ist freilich schneller, als der Lauf ähnlicher Flüsse, und Bäche in flächern Gegenden zu sein pflegt. Doch macht es nur selten rauschende Fälle, und noch seltener ist das Bett desselben mit Felsenstücken, den gewöhnlichen Merkmahlen reissender Bergwasser belegt. Man würde daher durch den bloßen Anblick schwerlich auf den Gedanken kommen, daß dieß Wasser so schreckliche Verwüstungen anrichten könne, als es in den letzten Jahren angerichtet hat, wenn nicht die häufig zerrissenen Wege, und die neuen in der Eile wieder aufgeführten Brücken von seiner Gewaltthätigkeit zeugten. Diese Verheerungen, die einen Schaden von mehr, als 100000 Fl. stifteten, würden das kleine Land zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht die weise Sparsamkeit des Fürsten den Un-

terthanen zu Hülfe gekommen wäre, und durch den Verdienst, den er ihnen verschaffte, das erlittene Unglück zu einer Segensquelle für sie gemacht hätte. Auch das Bett dieses zu gewissen Zeiten so heftig wüthenden Wassers ist nur an wenigen Stellen so tief, als die Bette solcher Wasser meistens zu seyn pflegen. Gewöhnlich ist der Weg nur um wenige Schuh über die Oberfläche des Flusses erhaben. Sowohl der Untersperg an der rechten Hand, als das gegenüber liegende Gebirge steigen fast immer ohne Vorhügel so steil empor, daß man ihre Häupter im Wagen nur selten entdecken kann. Hin und wieder zeigen die schnell abschießenden Wände dieser Gebirge die durch Verwitterung entblößten Lagen von meistens röthlichen Kalksteinen aus denen sie bestehen. Gewöhnlich aber sind sie mit Gesträuchen, oder mit Nadelholz bekleidet; und mit den einen, oder dem andern sind auch sehr oft die Vorgründe dieser Berge bedeckt, von denen es scheint, daß sie zu Wiesen, oder Frucht- und Gartenfeldern besser benutzt werden könnten. Berchtesgaden unterscheidet sich von den übrigen kleinen Oertern, durch die man kommt, nicht bloß durch seine Größe, sondern auch durch seine Lage, und Bauart. Freylich ist auch Berchtesgaden von allen Seiten mit hohen, und zum Theil mit den höchsten Gebirgen unsers Vater-

landes umgeben; allein diese Gebirge drohen nirgends über das kleine anmuthige Thal herzufallen, das sie in ihrer Mitte bilden, und das vielleicht eine Stunde nach allen Richtungen breit ist. Die Häuser, die theils über die kleinen Hügel zerstreut sind, theils in den niedrigeren Gründen zusammenhangende Reihen bilden, haben durchgehends ein städtisches Ansehen; und werden meistens von künstlichen Arbeitern in Holz, oder in Knochen, und Elfenbein bewohnt. Man behauptet, daß dieser Flecken neunhundert Communicanten enthält. Gleich nach unsrer Ankunft hatten wir die Ehre, dem Fürsten vorgestellt zu werden, der es verdiente, ein größeres Land glücklich zu machen *). Wir verdankten es vorzüglich den Empfehlungen des Herrn Grafen von Diesbach aus dem Canton Freyburg, den wir so glücklich gewesen waren, in Wien kennen zu lernen, und den wir auch wieder in Berchtesgaden antrafen, daß wir von dem Fürsten auf das gnädigste empfangen, und in den beyden folgenden Tagen mit vielen unerwarteten Gnadenbezeugungen überhäuft wurden.

Unser günstiges Schicksal führte uns nach Berchtesgaden gerade an dem Vorabende eines

*) Die Verdienste dieses vortrefflichen Fürsten haben die Stifter von Freisingen und Regensburg bewogen, ihn zu ihrem Bischofe zu wählen.

Tages hin, an welchem dem Fürst-Bischofe von Gurk aus dem Hause Salm, der Frau Gräfinn, und dem Herrn Grafen von Lützow aus Salzburg, und andern vornehmen Fremden zu Ehren eine Lustfahrt auf dem Königs-See angestellt werden sollte, damit sie einen sogenannten Holzsturz sehen möchten, dergleichen man vielleicht nur allein in Berchtesgaden beobachten kann. Das Wetter war dieser Wasserfahrt den grösten Theil des Tages durch außerordentlich günstig. Nachdem die ganze Gesellschaft in verschiedenen Wägen an das Ufer des Sees gefahren worden war; so stiegen wir in eine große bedeckte Gondel, die von einer andern, in welcher die Bedienten und Musikanten waren, begleitet wurde. Als wir auf dem ruhigen und glatten See dahin schwammen, glaubte ich mich auf den Vier-Waldstätter, oder auf den Thuner-See versetzt. Der Bartholomäus-See bildet ein zwey Stunden langes, und eine halbe Stunde breites Becken, das von beyden Seiten zwischen unersteigliche Felsen, oder zwischen steile Berge eingesenkt ist, die im Durchschnitt viel höher sind, als womit der Vier-Waldstätter, oder der Thuner-See umgeben ist. Felsen und Berge heben sich ohne Vorgrund, oder anlandbares Ufer, einige kleine Bänke ausgenommen, aus dem Abgrunde des Sees schnell und kühn

empor; und in dieser Steilheit der einfassenden Berge und Felsen liegt wahrscheinlich der Grund der eigenthümlichen Farbe des Wassers, das ich in keinem andern See so dunkelgrün gesehen habe. Fast allenthalben, wo die Berge und Felsen nicht ganz senkrecht abgeschnitten sind, tragen auch die steilsten Abhänge Bäume und Alpen. Große Heerden von Kühen weiden an Stellen, an welchen kaum geübte Gemsjäger haften zu können scheinen, und von allen Seiten wurden wir von fröhlichen Sennen und Senninnen begrüßt, denen unsere Ruderer antworteten. Der Gruß der Hirten und Hirtinnen bestand nicht sowohl in einem Gesange, als in einem Gepfeife, oder Gegurgel, das bald dem Pfeifen von Vögeln, bald dem Gurgeln jüdischer Vorsänger ähnlich war, und durch eine unnatürliche Anstrengung der Kehle hervorgebracht wird. Unsere Schiffer hielten allenthalben an, wo sie wußten, daß das Echo eine jede Frage deutlich, und zu wiederholten Malen beantworten würde; und man kann leicht denken, daß ein so enger Raum zwischen himmelhohen Gebirgen, als der Berchtesgader = See einnimmt, ein Lieblingssitz der Göttinn des Wiederhalls seyn müsse. Die scharfen Augen unsrer Führer machten uns mehrmal auf ein Schauspiel aufmerksam, welches mir bey einem zweifachen Durchirren der Helve=

tischen Hochgebirge nicht gewährt worden ist. Man zeigte uns nämlich Gemsen, die entweder ruhig an steilen Felswänden weideten, oder sich auf den Schneefeldern des Wazmanns umher wälzten, und sich endlich hinlegten, um sich abzukühlen. Ohngefähr in der Mitte des Sees liegt ein kleines Eyland, das nur wenige Schuhe über das Wasser hervorragt, und gleich den niedrigen Inseln des stillen Meers aus der Tiefe des Sees hervorgewachsen zu seyn scheint. An dieser Insel reichte man den Seefahrern ein Frühstück von gebratenen Sälmlingen, die wegen ihrer Zartheit und Schmackhaftigkeit weit gesucht, oder geschätzt werden; und auf eben dieser Insel speisten wir auf der Rückfahrt zu Mittage in einem Gebäude, das zu solchen Absichten, als wozu es jetzt gebraucht wurde, errichtet worden ist. Merkwürdiger, als die Insel selbst, ist eine Quelle des köstlichsten Wassers, das aus derselben hervorquillt, und für das beste Wasser in dem ganzen wasserreichen Ländchen gehalten wird. Gegen das Ende des Sees ziehen sich die Gebirge näher zusammen: und da, wo sie sich schließen, oder zu schließen scheinen, hat sich der so genannte obere See sein tiefes Becken ausgehöhlt. Dieser obere See gleicht mehr einem Teiche, als einem See. Er scheint aber kleiner, als er wirk-

lich ist, weil er an drey Seiten von hohen und zum Theil unzugänglichen Bergen eingeschlossen ist. In vorigen Zeiten ließen Fürsten, welche die Jagd liebten, Hirsche an die fast senkrechten Wände dieser Gebirge hinantreiben, wo den geängstigten Thieren nichts übrig blieb, als sich in den See zu stürzen, in welchem sie leichter, als im fliegenden Laufe, zu erlegen waren. Die kleine Erdenge, die beyde Seen von einander scheidet, ist über und über mit den Ruinen der benachbarten Gebirge bedeckt, so, daß man kaum einige Schritte thun kann, ohne über kleinere oder größere Steine und Felsstücke wegzuspringen, oder hinzuschreiten. Einige dieser Gebirgtrümmer sind so groß, daß sie Gesträuche und selbst kleine Bäume tragen können. Die beyden Sennhütten, die zwischen dem großen und kleinen See stehen, sind den Schweizerischen auf den hohen Alpen vollkommen ähnlich.

Die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft wurde gespannt, als wir uns dem Berge naheten, an welchem der Holzsturz geschehen sollte. Unter Holzsturz versteht man das schnelle und gewaltsame Herabbringen von Holzstößen aus solchen Höhen und Gegenden, von welchen es auf den gewöhnlichen Wegen, und durch die bekannten Mittel nicht herabgebracht werden könnte. Dieses Herabbringen des Holzes geschieht,

wenn ich mich so ausdrücken darf, theils auf dem trocknen, theils auf dem nassen Wege, und das schnelle Herabschwemmen großer Holzhaufen wird in der engern Bedeutung des Worts mit dem Namen des Holzsturzes belegt. Holzstürze können nicht allenthalben, sondern nur an solchen Oertern angelegt werden, wo man einen gehörigen Vorrath von Wasser sammeln, und aufbehalten kann. Um mehrere hundert Klafter Holz in wenigen Minuten in den See schwemmen zu können, gräbt man an bequemen Plätzen tiefe Behälter, und sammelt in diesen Behältern, oder leitet auch so viel Wasser hinein, als zur Forttreibung des Holzes nöthig scheint. Wenn man die nöthige Wassermasse gesammelt, und das hinabzuschwemmende Holz an die für dasselbe bestimmten Plätze gebracht hat; so werden die Schleusen der Behälter geöffnet, und das Wasser bricht mit unwiderstehlicher Kraft durch die gemachte Oeffnung los. Anfangs sieht man einige Augenblicke weiter nichts als einen schäumenden Wasserfall, der sich von einer beträchtlichen Höhe in milchweißen Fluthen, und mit gewaltigen Schlägen herunterwälzt. Sobald die brausenden Gewässer die Holzhaufen, welche sie auf ihrem Wege antreffen, mit sich vereinigen, und fortreißen; so geht das Getöse des Wasserfalls in ein donnerartiges Geprassel über. Der wüthen-

de Wasserstrom scheint sich auf einmahl zu verdoppeln, und auf eine gewisse Art gediegener, oder fester zu werden. Der Dampf und die Staubwolken, die von dem Falle aufsteigen, werden dichter, als vorher, und erhalten das Ansehen der schwärzlichen und undurchsichtigen Säulen von Rauch und Asche, die sich aus heftigen Bränden emporwälzen. Die Blöcke und Stämme, die aus den schnellen Wasserwirbeln hervorragen, scheinen schwarzen Felstrümmern ähnlich, und mehrere derselben werden von den Wellen, welche sie fortreißen, mit einer Gewalt, wie Steinmassen aus den Schlünden von Vulcanen herausgeschleudert. Ungeachtet wir noch ziemlich weit außer dem Pfahl- oder Stackenwerk waren, womit ein großer Abschnitt des Sees unter dem Fall eingefaßt ist, damit das hinabgeschwemmte Holz durch einen etwa entstehenden Sturm nicht zerstreut werden könne; so wurden wir doch von dem Staubregen erreicht, den der Holzsturz hervorbrachte.

Viel weniger prächtig ist das Herabstürzen großer Holzmassen von den Höhen, oder steilen Abhängen solcher Berge, die selbst den leichtesten Fuhrwerken unzugänglich sind. So groß auch die Haufen, oder die Klötze von Holz seyn mögen, die auf einmahl herabgeworfen werden; so theilen sich doch jene gleich bey den ersten

Fällen, die sie machen; Die Größten unter diesen schienen in der Höhe immer klein, und wenn sie tiefer herabkommen; so sind sie meistens so zerschmettert, daß sie wie Brennholz aussehen. Eben deswegen, weil man das Getöse der einzelnen fallenden Klötze hört, machen diese unterscheidbaren Geräusche nicht einen stark rührenden oder erschütternden Eindruck. Man hat gefunden, daß durch das Herabstürzen des Holzes von felsichten Bergen, und das davon unzertrennliche Zersplittern der Stämme und Klötze, wenigstens ein Achtel des Holzes verlohren geht. Auch bemerkte daher der einsichtsvolle Fürst, daß man bequemere, und weniger schadende Mittel, das Holz von den Bergen zu bringen, annehmen, oder erfinden müsse. So steil die Bergwand schien, an welcher man das Holz herunterwarf; so erreichte doch fast kein einziges Stück Holz den See, und nur wenige kamen an die letzten Absätze des Abhanges, der unmittelbar vom See bespült wird. Ein großer Theil des Holzes blieb in ansehnlichen Höhen, oder Entfernungen vom See liegen, und auch diese Wahrnehmung konnte einen Jeden überzeugen, daß die meisten Bergseiten von einem See aus betrachtet abschüssiger, und der senkrechten Linie näher scheinen, als sie wirklich sind.

Nach Tische nahm ich mir vor, den Gletscher zu besuchen, der an dem Fuße des Waz-

manns liegt, und den man selbst vom See aus an seiner bläulichen und schmutzigen Farbe unterscheiden kann, indem er etwa eine Stunde Weges von dem Ufer des Sees entfernt ist. In Gesellschaft eines gefälligen Begleiters erreichte ich bald das Gletscherwasser, das aus dem Gletscher und den übrigen Schneelagen des Wazmanns zusammenfließt, und das man an seiner Farbe, an seinem stürzenden Laufe, und an den Haufen von großen Steinen, womit sein Bett belegt ist, sogleich für das erkennen kann, was es wirklich ist. Wir bewunderten einige Augenblicke die prächtige Quelle, die nahe an dem linken Ufer des Gletscherwassers unter einer Capelle hervorströmt: (welche letztere für älter, als das Stift Berchtesgaden selbst gehalten wird) und fingen dann an, den steilen und schlüpfrigen Fuß des Wazmanns hinanzusteigen. Allein hier wurden wir durch einen Regenguß aufgehalten, der schon einige Stunden gedroht hatte, und der uns nicht bloß das fernere Steigen äußerst beschwerlich, sondern auch besonders das Herabsteigen gefährlich gemacht hätte. Ich mußte mich daher außer dem fernen Anblick des ersten und einzigen Deutschen Gletschers, den ich jemahls sah, mit den Nachrichten begnügen, welche mehrere glaubwürdige Personen mir von diesem Gletscher mittheilten. Diesen Nachrichten zufolge ist der Gletscher

nur eine Viertelstunde lang, und etwa drey hundert Schritt breit. Seiner Kleinheit ungeachtet bildet er an seiner Mündung ein großes mit Eissäulen gestütztes Gewölbe, in welches man hineingehen kann. Auch an der andern Seite des höchsten Berchtesgadischen Gebirges sollen ähnliche Gletscher hängen.

Aus den Gletschern des Wazmanns würde man ohne mein Erinnern schon schließen, daß er das ganze Jahr durch ewigen oder unauflöslichen Schnee behalten müsse. Als ich diesen Berg am 21. Junius 1788 den ganzen Tag in der größten Nähe beobachtete, fand ich nicht bloß seine Spitze, sondern auch seine Seiten bis zu beträchtlichen Tiefen mit Schnee bedeckt: ausgenommen an den Stellen, wo er zu steil abgeschnitten ist, als daß Schneefelder daran haften könnten. Dieser ewige Schnee und diese Gletscher des Wazmanns sind um desto mehr zu verwundern, da er nach den Messungen des Herrn Prof. Beck nur 1468 Pariser Klafter hoch ist, und gleichsam einzeln da steht, indem alle übrige Gebirge, die den Wazmann umgeben, viel niedriger sind, und sehr weit unter der Linie des ewigen Schnees zurückbleiben, die man wenn ich mich nicht irre, unter solchen Breiten, als unter welchen die Schweizerischen und Deutschen Gebirge liegen, in einer Höhe von 1500 Klaf-

tern annimmt. Noch viel mehr, als über den ewigen Schnee, und die Gletscher des Wazmanns, wunderte ich mich darüber, daß der ganze Berg, so wie alle übrige Berchtesgadische Gebirge, so weit sie erforscht sind, nicht aus Granit, sondern aus Kalklagern bestehen, in welchen man aber keine Versteinerungen entdeckt. Dem Wazman sind nach der Seite des Sees zu gleichsam die obern Decken, worein er gehüllt war, von seinem Haupte bis zum Fuße durch die Hand der Zeit abgerissen worden; und hier zeigt sein entkleideter Cörper allenthalben die horizontalen nach der einen Seite sich mehr, oder weniger neigenden Schichten von gelblichem, und röthlichem Kalkstein, aus welchem er zusammengesetzt ist. Auch fand ich weder in dem Gletscherwasser, das sich vom Wazmann herabstürzt, noch in dem Wasser, das aus dem See ausfließt, noch sonst irgendwo im Berchtesgadischen andere, als kalkartige Steine, wiewohl man mir versicherte, daß man von Zeit zu Zeit Feuersteine entdecke, und daß man vor einigen Jahren einen weißen durchsichtigen Stein gefunden, der Feuer gegeben habe, und so hart gewesen sey, daß man ihn nicht habe anschleifen können: welche Kennzeichen allein auf Quarz, oder Krystall schließen lassen. Auch besaß der gelehrte Herr Hofrath S t e i g e n t e s c h eine Dose aus Achat, deren

Blätter im Berchtesgadischen gefunden seyn sollen. Dieser Mangel, oder diese Seltenheit harter Gesteine im Berchtesgadischen ist um desto auffallender, da das Innere der hohen Salzburgischen Gebirge alle Gattungen von kieselartigen, und thonartigen harten Steinen enthält, die bisher in den Hochgebirgen der Schweiz gefunden worden sind.

Der zweyte Tag unsers Aufenthalts in Berchtesgaden war nicht weniger interessant, als der erstere. Der Fürst erwies uns die Gnade, uns in sein Salzbergwerk zu begleiten, und uns die Merkwürdigkeiten desselben auf die deutlichste und genugthuendste Art selbst zu erklären. Als wir vor dem Eingange des Bergwerks, der etwa eine kleine halbe Stunde von dem fürstlichen Schlosse entfernt ist, angekommen waren; mußten wir über unsere Kleider weiße Kittel anlegen, und uns auf kleine Wägen setzen, die von Bergleuten mit großer Geschwindigkeit durch die Gänge, oder Gallerien des Berges gezogen wurden. Die Gänge waren durchgehends trocken, und die Luft nirgends mit beklemmenden, oder fühlbar schädlichen Dünsten angefüllt. Der ganze Salzberg, so weit er durchgearbeitet ist, besteht aus einem weichen, mit Salztheilchen sichtbar geschwängerten, oder gesättigten Thon; sehr oft aber trifft man beträchtliche Lager von reinem

und festem Salze an, die das Ansehen des schönsten Achats, oder glänzender Schichten von Band-Jaspis haben. Die gewöhnliche Farbe des Steinsalzes ist die röthliche, oder fleischfarbene in ihren verschiedenen Schattirungen; allein sehr oft ist das Salz auch gelblich, weiß, und selbst violett, welche Farbe die seltenste ist. Die größte Aufmerksamkeit verdienen die sogenannten Hängwerke. Diese Hängwerke sind künstliche Höhlen im Innern des Berges, die, je nachdem sie kürzer oder länger geöffnet und gebraucht worden sind, kleinern oder größern Plätzen in kleinen oder großen Städten gleichen. Sie sind fast durchgehends so hoch, daß man aufrecht darin gehen kann. Hin und wieder aber steigen Anhängsel der obern Decke so tief herab, daß man sich bücken muß, um unter denselben durchzukommen; und solche Anhängsel erregen in Neulingen die nicht ganz ungegründete Befürchtung, daß sie in den Augenblicken, wann man unter ihnen durchgeht, einfallen könnten. In dem Berchtesgader Bergwerke sind vier und zwanzig kleinere und größere Hängwerke; unter welchen stets eins, oder das andere mit Wasser gefüllt ist, um eine mit Salztheilchen gehörig geschwängerte Sohle zu erhalten. In den gefüllten Hängwerken reicht das Wasser bis nahe, oder ganz an die Decke, und löst nach und nach die nächsten

Schichten von Salzadern, oder von salzreichem Thon ab, aus welchen das Wasser die Salztheilchen herauszieht, und den weichen ausgesogenen Thon auf dem Boden zurückläßt. Das Wasser bleibt in einem Hängwerke vier bis acht Wochen stehen, bevor es ganz gesättigt wird: und wenn dieses geschehen ist, so wird die Sohle durch eine Röhre abgeleitet, deren Mündung mit einem aus Balken zusammengesetzten Gehäuse verschlossen oder umgeben ist, durch dessen Fugen zwar die Sohle, aber nicht der erweichte Thon durchdringen kann. Dieser weiche Thon oder Schlamm wird zum Theil aus den abgezapften Hängwerken herausgebracht, und der wichtigste Gebrauch, zu welchem er angewandt wird, ist dieser, daß man ihn mit Sohle anfeuchtet, und alsdann zum Verkleben der angefüllten Hängwerke braucht. Je öfter ein Hängwerk angefüllt worden ist, destomehr erweitert es sich, weil es bey jeder Füllung einer beträchtlichen Menge von Salzschichten und Salztheilchen, die sich an den Seiten und an der Decke ablösen, beraubt, und durch die Lücken, die daraus entstehen, erweitert wird. Doch höhlen sich die Hängwerke mehr an den Seiten, als an der Decke, mehr nach der horizontalen, als perpendicularen Richtung aus, indem fast eben so viel Raum, als oben durch die Ablösung der

Salz- und Thonschichten geöffnet, an dem Boden durch den niederfallenden Thon, oder Schlamm wieder gefüllt wird. Die Hängwerke steigen daher immer mehr gegen die Höhe des Berges empor, und können, wie man glaubt, nach einer unbestimmt langen Zeit von neuem geöffnet werden, weil das caput mortuum des Thons, der sich anhäuft, und sie allmählig ausfüllt, abermahls mit Salztheilchen durchzogen, oder geschwängert wird. Die Aufseher der Bergwerke müssen sich sorgfältigst hüten, daß die Hängwerke, die in verschiedenen Höhen angelegt sind, einander nicht zu nahe kommen, weil sonst das obere einstürzt, wenn die Wand, welche es von dem untern trennt, zu schwach ist, als daß es die ungeheure Wassermasse, die beym Füllen in ein Hängwerk hineingeschüttet wird, tragen kann. Wenn in dem Umkreise der größeren Hängwerke Kerzen angezündet werden; so entsteht entweder eins der feierlichsten, oder auch der prächtigsten Schauspiele, die man sehen kan. Bey einer schwachen Erleuchtung seltener Lichter glaubt man sich in das Reich der Schatten versetzt, und die weißgekleideten Begleiter, die sich bey einem matten fast sterbenden Lichte umherbewegen, erinnern einen Jeden an die cörperlosen Schatten, die in diesen öden, und nur von einem schwachen Schimmer der Hoffnung erhellten Wohnungen

des Stillschweigens umherirren. Bey einer stärkern Erleuchtung hingegen wird man auf einmal, wie in einen Feenpallast hineingezaubert, dessen Wände und Decke mit allen Arten von Edelsteinen ausgelegt wären.

Das Berchtesgadische Salzbergwerk beschäftigt beständig 50 bis 60 Menschen, die täglich darin arbeiten. Außer 14 bis 15000 Centnern Steinsalz, die man jährlich, Jeden zu 36 Creutzern, an Baiern verkauft, um damit die Sohle in Reichenhall zu verbessern, liefert dieses Bergwerk jährlich wenigstens 300 sogenannte Pfunde an Salzburg. Jedes Pfund enthält 240 Stücke, und jedes Stück einen Centner oder darüber, für deren Jeden dem letzten Vertrage zufolge 50 Creuzer bezahlt werden. Die Gränzen des Salzburgischen und Berchtesgadischen Bergwerks sind nicht genau bestimmt, und in Berchtesgaden behauptet man, daß man von Salzburgischer Seite schon lange zu weit vorgerückt sey, und in solchen Theilen des Bergwerks arbeite, die nach Berchtesgaden gehören. Wenn dieses wahr ist; so würde Salzburg an Berchtesgaden ausüben, was dieses, dem gemeinen Gerüchte nach, von Baiern, und Baiern wieder von Oesterreich leidet.

Das Gebiet des Stiftes Berchtesgaden ist viel stärker bevölkert, als mehrere neue Reisende

vorgegeben haben. Die Zahl der Communicanten in dem ganzen Ländchen wird auf 3300, und die Zahl der Einwohner auf 14 bis 15000, von einigen gar auf 19000 Seelen angegeben. Beyde Geschlechter sind sehr arbeitsam, aber weder groß, noch schön; und ich besinne mich nicht, eine einzige schöne Bäuerin, oder einen einzigen großen wohlgewachsenen Bauernkerl gesehen zu haben. Wenn die Abwesenheit von Reichthum und Armuth, und eine geringe Ungleichheit der Güter die Einwohner eines Landes glücklich macht; so gehören die Berchtesgader zu den glücklichsten Bewohnern von Deutschland. Im ganzen Lande soll unter den Gemeinen nicht ein einziger seyn, der über 10000 Fl. besäße, dagegen finden sich auch gar keine, oder sehr wenige, die ganz hülflos wären, und deren Leben allein von der Mildthätigkeit anderer Menschen abhinge. Fast jeder Einwohner hat sein Haus, seinen Garten, seine Aecker, oder Wiesen, die er eigenthümlich und frey besitzt, und veräußern kann, ungeachtet alle Unterthanen des Stifts Leibeigene des Gotteshauses sind. Von allen Pflichten und Lasten, die vormals hier, wie anderswo, mit der Leibeigenschaft verbunden waren, ist jetzt keine mehr, als diese übrig, daß die Einwohner nicht nach ihrer Willkühr auswandern können. Berchtesgaden würde nicht viel mehr, als

ein Drittel, oder höchstens als die Hälfte seiner Einwohner nähren können, wenn diese allein von dem Ertrage ihrer Aecker, Gärten, Wiesen und Alpen leben sollten. Allein sehr viele ernähren sich durch das Fällen oder Fahren des Holzes, welches die Bereitung des Salzes erfordert: noch Mehrere aber von den Arbeiten in Holz, Knochen und Elfenbein, die noch immer gesucht, und weit und breit verführt werden. Die gewöhnliche Nahrung der Einwohner besteht in saurem Kraut, und in sehr fetten Mehlspeisen, ohne welche man glaubt daß die Holzfäller und Bergknappen bey ihren schweren Arbeiten nicht bestehen könnten. Der erleuchtete Fürst hat sich schon zu wiederholten Malen alle ersinnliche Mühe gegeben, den Catroffelbau unter seinen Unterthanen allgemeiner, und sie dadurch gegen Theurung und Hungersnoth gesicherter zu machen. Bisher waren diese Bemühungen vergeblich, indem die Berchtesgader gegen alle Neuerungen äußerst abgeneigt sind. Man darf aber hoffen, daß der große Nutzen des Cartoffelbaus auch den Berchtesgadern endlich einleuchten werde, da er viel roheren und hartnäckigeren Hirtenvölkern in der Schweiz eingeleuchtet hat.

Wir besahen, so eingeschränkt auch unsre Zeit war, die Werkstätte einiger Arbeiter, und

besonders einige Sammlungen, oder Niederlagen von allerley Berchtesgadischen Arbeiten. Unter diesen sind die meisten eben so unbeschreiblich wohlfeil, als andere bewundernswürdig fein und zart sind. Unter den wohlfeilen Arbeiten wird gewiß keine allen Lesern so sehr auffallen, als eine Art von kleinen Pfeifen, von welchen zwey und dreyßig Dutzend für eilf Creutzer verfertigt werden; und dennoch soll ein fleißiger Arbeiter täglich 21 Creutzer verdienen können. Die feinen Arbeiten sind nicht blos aus Elfenbein, sondern auch aus Holz: nur Schade, daß weder die einen, noch die andern nützlich sind, und daß sie selbst zum Spielen zu fein, und auch zu kostbar sind. Man traut seinen Augen kaum, wenn man 50 hölzerne Becher, so zart, wie das feinste Laub, in einer allmählig abnehmenden Stuffenfolge in einander eingeschlossen, und alle funfzig keine größere Masse, als die Hälfte eines kleinen Eys ausmachen sieht. Noch mehr erstaunt man, wenn man die elfenbeinernen Monstranzen betrachtet, die an den Stellen, wo sie am dünnsten sind, feinen Haaren gleichen, und die in den kleinen Kapseln, wo kaum ein Pfefferkörnchen Platz hätte, entweder Crucifixe, oder Rosencränze enthalten, deren Glieder sich durch das bloße Auge fast nicht unterscheiden lassen.

sen. Die meisten Arten von künstlichen Arbeiten sind in gewissen Familien erblich, und die Vortheile beym Arbeiten werden für keinen Preis andern Personen mitgetheilt. Ja sehr oft sind die Erfinder oder Verfertiger von seltenen Kunststücken so eifersüchtig, daß sie ihre Geheimnisse selbst ihren Söhnen nicht eher, als im hohen Alter, oder kurz vor dem Tode anvertrauen. Weil nun die Besitzer geheimer Künste gleich andern Menschen nicht selten plötzlich hingerafft werden; so hat es sich deßwegen schon mehrmahl eräugnet, daß solche Künste ausgestorben sind. Zu diesen Künsten gehört auch das Geheimniß, Elfenbein so weiß, wie das reinste Wachs zu machen, und so gar, wie man behaupten wollte, so zu erweichen, daß es viel leichter, als in seiner natürlichen Härte bearbeitet werden konnte. Der Landmann, der dies Geheimniß erfunden hatte, war nicht blos ein feiner Arbeiter, sondern ein wahrer Künstler. Von ihm sah ich einen Kopf in der Residenz des Fürsten, und ein Crucifix in dem Hause des fürstlichen Schaffners, oder Haushofmeisters, die beyde einem berühmten Künstler Ehre gemacht hätten. Die Einwohner von Berchtesgaden werden durch Neigung, wie durch die Geburt an den vaterländi-

schen Boden gefesselt. Bey Menschendenken hat nur ein einziger Arbeiter sich bewegen lassen, seine Heimath gegen das Kaiserliche Gebiet zu vertauschen. Eben dieser Arbeiter aber war ein so liederlicher Geselle, daß er sich bald nach seiner Auswanderung gezwungen sah, gegen Hunger, oder Mangel Zuflucht unter einem Kaiserlichen Regiment zu suchen.

Nachdem wir die Bergwerke im Berchtesgadischen gesehen hatten, glaubten wir, daß wir in denen bey Hallein nicht viel Neues mehr finden würden. Allein hierin betrogen wir uns zu unserer grösten Ueberraschung, und wie sehr dankten wir daher nicht unser neues Vergnügen und unsere neue Belehrung den gütigen Freunden, welche die Partie in die Salzburgischen Bergwerke veranstalteten, und alles zu unserer Reise, und unserer Aufnahme vorbereiteten; Wir fuhren am 28. Junius um 4½ Uhr nach Hallein ab, wohin uns rasche Hofpferde schon um 5¾ Uhr brachten. Bey unserer Ankunft in Hallein fanden wir hölzerne, mit Polstern bedeckte Schleifen bereit, deren jede mit einem Pferde bespannt war. In einer jeden andern Stadt würde das Fahren auf hölzernen Schleifen ein für Fremde unausstehliches Aufsehen erregen. In Hallein macht ein solches Fuhrwerk keinen Eindruck mehr,

weil man daran gewohnt ist, und zugleich weiß, daß man den steilen und holperichten Dürrenberg nicht anders, als auf Schleifen hinangezogen werden kann. So langsam, und dann und wann unsanft diese Fahrt auch ist; so wird sie doch nicht bloß durch ihre Seltsamkeit, sondern auch durch die mannichfaltigen Aussichten interessant, die man theils vor sich hin auf die Seiten des Dürrenberges und auf das Dorf, das auf seiner Höhe liegt, theils aber auf die niedrigeren Abhänge, auf das lachende Thal, und auf das gegenüber liegende Gebirge hat. In dem Dorfe, das nur eine kleine Strecke von dem Eingange des Bergwerks entfernt ist, musten wir, Frauen sowohl als Männer, unsere Hüte, Kleider und Schuhe ablegen; und dagegen bergmännische Kappen, Kittel, Schurzfelle, Beinkleider, Strümpfe und Schuhe anlegen, wie schon mehrere Fürsten und Fürstinnen vor uns gethan hatten. In dieser Vermummung, die auch das ernsthafteste Gesicht hätte entfalten können, gingen wir auf den Eingang des Bergwerks zu. Hier warteten unser mehrere Wurstwägen, die drey bis vier Personen tragen konnten, und von Bergknappen gezogen und geschoben wurden. Diese Wägen waren für alle diejenigen, die nasse Füße scheuten, ganz unentbehrlich, weil der Bo-

den des ersten Stollens feucht und schmutzig war. Auf diesen Wägen kamen wir bald an die erste Rolle, auf welcher wir tiefer in den Berg einfahren sollten, und der sich schwerlich ein Unerfahrner anvertrauen würde, wenn nicht die Versicherungen zuverlässiger Führer auch den Furchtsamsten alle Gedanken von Gefahren benähmen. Die Rollen, deren wir drey zurücklegten, bestehen aus zwey verbundenen mastbaumähnlichen Stämmen von mäßiger Dicke, die etwas über einen Fuß von einander entfernt, und an einer steilen, um wenige Grade von der senkrechten Linie abweichenden Bergwand hinabgelegt sind. An der rechten Seite läuft ein stark angespannter Strick hinab, an welchen man sich halten kann, theils um die zu große Schnelligkeit der abwärtsschießenden Fahrt zu brechen, und theils um sich vor dem Ueberstürzen zu bewahren, welches der angebrachten Haltung ungeachtet vor nicht gar langer Zeit einer vornehmen Person begegnet war. Das Hinabrutschen auf diesen Rollen in einer engen Bergkluft, an welche man leicht mit einem, oder dem andern seitwärts zu weit ausgestreckten Fuß anstoßen kann, ist um desto schauerlicher, da die Tiefe, in welche man hinabfährt, wegen ihrer Dunkelheit unabsehlich ist. Nichts destoweniger traten wir die erste

Fahrt mit Zuversicht an, und machten die beyden andern mit desto größerm Vergnügen, je schneller sie waren. Ein Jeder unter uns Unerfahrenen setzte sich hinter einen geübten Bergmann, den man umfaßte, und der den Schuß nach den Wünschen der hinter ihm sitzenden Person entweder aufhielt, oder beschleunigte. Als wir die erste Rolle hinabgefahren waren, erhielt ein Jeder ein brennendes Licht, mit welchem wir der Leitung unsers gefälligen Führers, des Herrn Heimreich, durch die Gänge und Tiefen des Bergwerks folgten.

Die Gänge und Stollen in dem Innern des Salzburgischen Bergwerks waren alle trocken, und beträchtlich höher und breiter, als im Berchtesgadischen. Auch sind in jenem häufiger, als in diesem, Plätze zum ausweichen angebracht. Die Gänge, oder Stollen müssen von Zeit zu Zeit erweitert werden, weil das Gewicht des Berges die Wände zusammendrückt, oder ausweichen macht, und dadurch die Gänge allmählich verengt. In den Stollen, die mit Brettern oder Bohlen gefuttert sind, werden diese Bretter und Bohlen durch das auf sie drückende Gewicht des Berges häufig auseinander gesprengt; und in solchen Stollen, die nicht mehr gebraucht werden, nähern sich zuletzt die Wände derselben so

sehr, daß keiner mehr hindurchkommen kann. Dies Ausweichen der Wände ist um desto merkwürdiger, da der Kern des Berges, in welchem man von der Salzburger Seite arbeitet, wenigstens an vielen Stellen fester, als in Berchtesgaden ist. Der lange Stollen ist ganz durch Marmor durchgeführt, der stark mit Salz gesättigt ist; und nahe an dem größten Hängewerk muste man sich eine ziemliche Strecke durch einen hornsteinartigen Felsen durcharbeiten, der am Stahl Feuer giebt. Wir besahen in den verschiedenen Stockwerken des Berges mehrere sogenannte Salzstücke, welche Benennung den Berchtesgadischen Hängewerken gleichgeltend ist. Solcher Salzstücke sind 32 vorhanden, unter welchen beständig zwey gefüllt sind. Das größte war von einem ungleich beträchtlicheren Umfange, als das größte in Berchtesgaden, und sah wegen der vielen Kerzen, womit es erhellt war, einem prächtig erleuchteten Platze in einer großen Stadt ähnlich. Wie mühsam es sey, ein solches Salzstück zu füllen, kann man allein daraus schließen, daß 700000 Eimer dazu erfordet werden. Einer unserer Begleiter hatte einst das Unglück, daß ihm, da er in dies Salzstück hinabgestiegen war, sein Licht ausging. Der Verlassene brachte viel Stunden zu, bevor er endlich

an die enge Treppe kam, die aus dem Salzstücke in den nächsten Stollen führt. So schwer es aber einem jeden Sehenden wird, sich ohne Licht aus einem weitläuftigen Salzstück, oder aus den verwickelten Stollen des Bergwerks herauszufinden; so leicht wurde es einem blinden Arbeiter, den wir antrafen, in einem ihm bekannten Theile des Bergwerks seine gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten.

Nachdem wir die verschiedenen Absätze des in einer Tiefe von 200 Klaftern durchgegrabenen Berges einige Stunden lang durchwandert hatten, fuhren wir durch den sogenannten langen Stollen aus, der diesen Nahmen mit Recht verdient, weil er eilf hundert Klafter lang ist. Wir setzten uns wieder auf unsere kleinen Wägen, und wurden von den schnellfüßigen Bergknappen in vollem Laufe zwischen den glänzenden Marmorwänden des Stollens durchgezogen. Wenn man das Tageslicht am Ausgange des Stollens zuerst erblickt; so sieht es, wie ein kleiner flimmernder Punct aus, der allmählich in einen sich stets vergrößernden Stern übergeht, und sich zuletzt erst in farbigen Sonnenglanz verwandelt. Beym Ausgange aus dem Stollen war es, als wenn wir alle aus einem kalten Bade in ein heißes versetzt würden. Die Wärme, oder viel-

mehr Hitze des Tages war nur in den ersten Augenblicken wohlthätig, und wurde bald nachher wieder drückend. Das Hinabfahren des Berges auf Schleifen ist viel beschwerlicher, und gewagter, als das Hinauffahren, indem man oft in Gefahr kommt, überzustürzen, und zwischen das Pferd und die Schleife zu fallen. Es zogen daher der schrecklichen Hitze ungeachtet die Meisten von der Gesellschaft das Hinabgehen dem Hinabfahren vor. Beym Hinabgehen übersieht man am besten den an der Salza angelegten Holzreggen, der zum Auffangen des Flößholzes bestimmt ist, und 200000 Fl. gekostet hat.

In dem Salzburgischen Bergwerke bey Hallein arbeiten täglich dreyhundert Personen. Die Bergknappen sind lauter Bauern, die bei ihren kleinen Gütern, oder Lehnen das Recht haben, täglich vier Stunden in dem Bergwerke zu arbeiten. Dieses gewissen Verdienstes ungeachtet sind dennoch die Meisten mehr arm, als wohlhabend, weil der unfruchtbare Boden die Feldarbeiten sehr kärglich belohnt, und das kalte Klima des Dürrenberges die Saaten häufig verdirbt oder beschädigt. Die Stadt Hallein soll 600 Häuser, und 6000 Einwohner enthalten, die sich größtentheils mit den Arbeiten an den Salzsiedereyen beschäftigen. Diese Salzsiedereyen

verlangen jährlich allein 30000 Klafter Brennholz, außer der ungeheuern Menge von Stäben, die allenthalben in Form von durchsichtigen Pyramiden aufgehäuft, und zu den kegelförmigen Salztonnen erfordert werden *). Schwerlich gibt es anderswo so colossalische Salzpfannen, als die Halleinischen sind. Jede ist, wenn ich nicht irre, 60 Fuß lang, und enthält, wenn sie gefüllt ist, 2000 Centner Sohle. Wegen dieser großen Last verläßt man sich nicht allein auf die Stärke der Mauern, auf welchen sie ruhen, sondern man hat sie an einer Menge von eisernen Stangen aufgehängt. Die Hitze, welche die Oefen und Pfannen von sich gaben, war so groß, daß wir uns nur mit einem flüchtigen Anblick begnügen mußten. Die Einrichtung der Pfannen und Oefen in Hallein soll lange nicht so gut, als in Reichenhall seyn, wo der Hof den Befehl gegeben hat, daß man Fremden zwar alles zeigen, aber nichts erklären soll. Auch ist das Reichenhaller Salz viel weißer, als das Halleiner, und wird deswegen von den Schweizern vorgezogen. Der geringern Güte ungeachtet findet das Halleiner Salz doch einen ununterbrochenen Absatz, und es werden jährlich allein an Baiern 300000 Centner abgeliefert. Die Schneidemühle in Hal-

*) Baiern ist verpflichtet, diese Stäbe zu liefern.

lein scheint in ihrer Art viel vollkommner, als die Einrichtung der Siedereyen zu seyn. Denn alles, was aus Balken und Brettern gemacht werden kann, selbst die halben Böden, die Löcher, und hölzernen Nägel der Salztonnen werden durch Maschinen mit der grösten Sicherheit, und Geschwindigkeit verfertiget. An keinem andern Tage kehrten wir mit so vielen neuen Kenntnissen bereichert, und so satt von Vergnügen in das angesehene Stift zu St. Peter zurück, von dessen verdienstvollem Herrn Prälaten wir, so wie von den übrigen ehrwürdigen Vätern, während unsers Aufenthalts in Salzburg, mit der ausgezeichnetesten Gastfreundschaft und Gefälligkeit aufgenommen wurden.

II.

Einige Bemerkungen über Wien, und die umliegenden Gegenden.

Im Jahr 1788 geschrieben.

Werthester Freund!

Sie haben mich zu wiederhohlten Mahlen aufgefordert, Ihnen nach unserer Abreise von Wien mein Urtheil über diese Kaiserstadt zu schreiben. Diese Forderung kann ich nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen. Theils mangelt es mir an Zeit, meine Anmerkungen über Wien zu sammeln und zu ordnen: noch mehr aber schreckt mich die Reichhaltigkeit des Gegenstandes ab. Wenn man in einer Stadt, wie Wien ist, auch mehrere Jahre gelebt hat; so kann man sich doch kaum schmeicheln, ein so ungeheures, aus so vielerley Ständen und Völkern, so vielerley Gesellschaften und Anstalten zusammengesetztes Gan-

zes, in allen Theilen so genau kennen gelernt zu haben, daß man es ohne übertriebene Anmaassungen wagen dürfte, ein entscheidendes Urtheil darüber zu fällen. Um desto weniger kann ich mir dergleichen nach einem Aufenthalte von sieben Wochen einfallen lassen. Freylich haben wir unsere Zeit, so viel als möglich, zu nutzen gesucht, und haben auch durch die Güte von Freunden und Gönnern manche Vortheile genossen, die nicht einem jeden Reisenden zu Gebote stehen. Nichts desto weniger bescheide ich mich gern, daß ich viele wichtige Seiten der prächtigen Kaiserstadt, und ihrer Einwohner gar nicht, andere nur an der Oberfläche, und gleichsam im Fluge, und höchstens einige wenige so beobachtet habe, daß ich allenfalls meine Wahrnehmungen den Nachrichten und Urtheilen von andern gegenüber stellen kann. Diese mit Sorgfalt von mir beobachteten Seiten sind die umliegenden Gegenden von Wien, und die Nachtheile und Vorzüge, wodurch sich Wien, als große Stadt, von ihren deutschen Schwestern und Nebenbuhlerinnen unterscheidet; und auf diese Seiten werde ich mich im Folgenden hauptsächlich einschränken. Hingegen sage ich Ihnen nichts von den öffentlichen Bibliotheken, und Sammlungen von Kostbarkeiten, Kunstsachen, oder Natur-Merkwürdigkeiten: nichts von der Universität, und den übrigen Lehr-

und Erziehungsanstalten: nichts von den Hospitälern, Waisen- und Findelhäusern: nichts von den Sitten der höhern, und niedern Classen, oder von dem Handel, Gewerbe, und Manufacturen der Hauptstadt der Oesterreichischen Monarchie. Mehrere von diesen Dingen würden ein besonderes Studium von vielen Monathen erfordern, um sie ganz übersehen zu können; und über die anderen hört man so entgegengesetzte Nachrichten und Urtheile, daß man nicht weiß, wie man das, was man selbst gesehen hat, auslegen, und wie viel man daraus schließen soll. Wenn ich Pezels Skizzen von Wien ausnehme; so paßt keine auch der neuesten Beschreibungen von Wien auf die Kaiserstadt, wie sie jetzt ist. Wien ist unter Joseph dem Zweyten, und besonders in den letzten Jahren, wenigstens in vielen Stücken eine ganz neue Stadt geworden. Die Universität, die Seminarien, und übrigen Schulen, die Hospitäler, das Irrhaus, das Waisen- und Findelhaus, ja selbst die Denkungsart des Volks sind in den letzten Zeiten neu erschaffen, ode beträchtlich umgeschaffen worden.

Es gibt viele Städte in Deutschland, und in der Schweiz, die breitere und geradere Straßen, geräumigere und regelmäßigere Plätze, und eine neuere, gefälligere, und gleichförmigere Bauart haben, als Wien. Noch größer ist die Zahl

von Schweizerischen und Deutschen Städten, die in einer fruchtbarern, mahlerischern, und durch schöne Gärten und Landhäuser reicher geschmückten Gegend liegen: in welchen alle Nahrungsmittel kräftiger und wohlschmeckender, das Wasser reiner, die Luft gesunder, der Wein lieblicher, und der gesellschaftliche Ton herzlicher und anziehender sind. Allein in ganz Deutschland ist keine andere Stadt, wo man es in den ersten Tagen, und selbst in den ersten Stunden so sehr, als in Wien fühlte, daß sie eine große weitherrschende Königsstadt, der Sitz Eines der durchlauchtigsten regierenden Häuser, und der Hauptmittelpunct des reichsten Europäischen Adels und des Mächtigsten unter allen Völkern der Erde sey. Die Stadt Wien übertrifft alle andere Schweizerische und Deutsche Städte durch die Unerschöpflichkeit und Mannichfaltigkeit unschuldiger Zerstreuungen, welche sie dem Reisenden darbietet. Man kann in Wien in der schönen Jahreszeit Monathe lang unbekannt, und wenn man will, ganz isolirt leben, ohne eine Stunde Langeweile zu haben, wenn man anders sich nicht selbst zur Last ist. In den Morgenstunden findet man immer in den vielen Bibliotheken, oder Sammlungen von Kunstsachen und Naturalien, oder in den zahlreichen öffentlichen Anstalten, die fast alle eine eigenthümliche Kaiserliche Pracht, oder

Größe haben, die angenehmste und lehrreichste Unterhaltung. Nach Tische trifft man auf einer Lustfahrt nach dem Prater, oder dem Augarten, oder nach Schönbrunn, oder nach Mußdorf, oder irgend einem andern benachbarten Lustorte stets neue Gegenstände der Beobachtung, oder neue Quellen des Vergnügens an. Will man nicht in der Stadt speisen, so kann man gegen die gewöhnliche Tischzeit geradezu, und ohne alle vorhergegangene Bestellung, nach einem der ebengenannten Versammlungsplätze fröhlicher Menschen fahren, und gewiß seyn, daß man in wenigen Augenblicken für einen bestimmten mäßigen Preis eine gut besetzte Tafel finden werde, weil an allen diesen Oertern täglich für eine größere Menge von Menschen zugerichtet wird, als gewöhnlich dahin kommen. Diese Freiheit, an jedem Tage unter vielen reitzenden Oertern wählen zu können, und die damit verbundene Gewißheit an demjenigen, welchen man wählt, ein gutes Mittagessen zu finden, ist ein unschätzbarer Vorzug aller Städte vom ersten Range, der freylich in Städten von geringerer Größe durchaus unerreichbar ist. Alle Gärten und Oerter, wohin die Wiener dem Vergnügen nachgehen, oder nachreiten, oder nachfahren, bleiben bis an den späten Abend mit Menschen angefüllt. Kehrt man früher in die Stadt zurück, so hat man die Wahl

unter drey Theatern, unter welchen zwey vortrefflich, und das dritte wenigstens nicht schlecht ist. Es geschieht nicht oft, daß auf allen diesen Bühnen entweder mittelmäßige, oder zu sehr bekannte Stücke aufgeführt werden. Wir sind manchmal nach einem angenehm hingebrachten Tage aus dem Theater so satt und müde von Vergnügen zurückgekommen, daß wir uns nicht weniger nach Ruhe sehnten, als wenn wir die beschwerlichste Tagereise zurückgelegt hätten.

Ungeachtet keine andere Deutsche Stadt so reich an unschuldigen Ergötzungen, und in keiner andern Deutschen Stadt von Seiten der Regierung für das öffentliche Vergnügen so sehr gesorgt ist, als in Wien; so hat doch diese große Stadt mit allen ihren Vorstädten keinen einzigen schönen Spatziergang. Auf der Bastey, oder dem Wall, der um die Altstadt gezogen ist, hat man keinen Schutz gegen den Brand der Sonnenstrahlen. Auch wird der Blick in die umliegende Gegend durch die weitläuftigen Vorstädte gehemmt, die meistens in dicke Wolken von Staub gehüllt, oder mit schmutzigem Staub bedeckt sind. Die jungen Herren, und die schönen Mädchen, die sich diesen zeigen wollen, gehen zu allen Stunden des Tages, und des Abends auf dem Graben, der breitesten, und gewühlvollsten Straße in Wien spazieren, an

welchen

welcher wir um eben dieses Gewühls willen wohnten. Wem es darum zu thun ist, viele Menschengesichter zu sehen, der kann freilich keinen günstigern Platz zur Promenade finden. Wenn man aber spatzieren gehet, um ungestört eine reine und gesunde Luft einzuathmen; so muß man den Graben, und die Kärnther Straße am meisten fliehen. Nirgends ist in ganz Wien der Staub erstickender, nirgends das Gedränge von Fußgängern so groß, nirgends das Gefahre von Kutschen, und das Schreyen der warnenden Kutscher so unaufhörlich, als auf diesen beyden Straßen. Als wir nach Wien kamen, war eben Messe, und die eine Hälfte des Grabens war mit Buden besetzt. Nichts destoweniger habe ich oft gesehen, daß auf der einen Hälfte des Grabens vier Reihen von Kutschen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in demselbigen Augenblicke neben einander vorbeyfuhren. Wir haben einigemal an regnigten Tagen, wo wenige oder gar keine daran denken konnten, in den Prater oder Augarten zu fahren, die Zahl der vorübereilenden Kutschen gezählt. Wir fanden immer, daß zwischen 4 bis 5 Uhr, wo die Mittagstafel in angesehenen Häusern aufgehoben wird, 65 bis 70 Kutschen in einer Viertelstunde unter unsern Fenstern fortfuhren.

Die nächsten umliegenden Gegenden von Wien haben für einen jeden Neu-Ankommenden etwas Befremdendes. Die Annäherung gegen diese Kaiserstadt wird nicht durch immer häufigere und prächtigere Gärten und Gartenhäuser verkündigt, womit viele weniger große Städte in der Schweitz, und in Deutschland umgeben sind. Kornfelder, oder Wiesen laufen bis nahe an die äußersten Linien der Vorstädte. Die meisten Großen der Hauptstadt reisen im May und Junius auf ihre Güter in Böhmen, oder Oesterreich und Ungarn, wo sie den Sommer zubringen. Die Uebrigen, die durch ihre Geschäfte an die Stadt gefesselt sind, haben entweder ihre Gärten in den Vorstädten, oder sie leben auch in Landhäusern, die sie in benachbarten Dörfern und Flecken gekauft oder gemiethet haben. Aus diesen Gründen sieht man um Wien nur wenige einzeln liegende Gärten und Gartenhäuser, von denen man glauben sollte, daß sie mit der Größe und dem Reichthum von Städten in gleichem Verhältnisse zunehmen müsten.

Der jetzt regierende Kaiser hat dadurch unendlich viel zum Vergnügen der Wiener beygetragen, daß er den grösten und schönsten Theil des Augartens den Bewohnern seiner guten Hauptstadt gewidmet hat. In ganz Wien ist kein Platz, selbst das Theater nicht, wo man

an Sonntagen und an andern Festtagen, eine so große Menge von Menschen aus allen Ständen so nahe beysammen sehen könnte, als im Augarten nach dem Mittagessen. Hier gehen Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen, Handwerksleute, und ihre Frauen und Töchter in dichten, und bunten Reihen hinter und neben einander, ohne daß die Einen die geringsten Vorzüge vor den Andern verlangten, oder erhielten. Selbst Fürsten und Fürstentöchter beweisen dadurch ihre Achtung gegen das Publicum, daß sie im Augarten nicht anders, als in Feierkleidern erscheinen; und man wird daher in Deutschland kaum eine zahlreichere, und schönere Assemblee finden, als sich an den Sonntagen des Frühlings und Sommers in der großen Allee des Augartens versammelt. In dem ehemaligen Sommerpallaste sind mehrere große Säle, in welchen man vom Frühling an bis in den Herbst zu verschiedenen Preisen Mittags und Abends speisen kann. Diese Mittag- und Abendtafeln werden von Einem der angesehensten Speisewirthe in Wien am 1. May gleichsam eröffnet. Wir waren mit unter denen, die gleich am ersten May in den Augarten fuhren, um da zu Mittage zu essen. Weil wir etwas spät ankamen; so war der ganze Saal, in welchen wir eintraten, schon so be-

setzt, daß wir beinahe eine Stunde warten mu= sten, bevor wir zum Sitzen, und Essen gelangen konnten. Im Augarten, und allen übrigen Lust= örtern um Wien setzen sich die Speisenden nicht, wie an den Wirthstafeln in großen Gasthöfen, an einen einzigen langen Tisch, sondern jede Ge= sellschaft versammelt sich um eine kleinere oder größere abgesonderte Tafel, je nachdem sie aus mehreren oder wenigeren Personen besteht. Man hat auf diese Art das Vergnügen, in einer gro= ßen Gesellschaft zu essen, ohne deßwegen von der seinigen getrennt, oder an vertraulichen Gesprä= chen gehindert zu werden. An dem Tisch, der nachher für uns bereitet wurde, saß bey unserer Ankunft ein Schneider, den wir den Tag vor= her hatten rufen lassen, und der Bediente Eines unserer Freunde. Beyde waren so umgewan= delt, daß man sie ihrer Kleidung nach für etwas ganz anders, als was sie wirklich waren, hätte nehmen sollen. Nach Tische kann man sich sei= nen Caffee in Eine der benachbarten Alleen, wo= hin man will, bringen lassen. Das Parterre, und die große Allee, in welche man aus den Speisesälen hineinsieht, und dann der große Ra= senplatz, und das Laubgehölze an der linken Sei= te des ersten Parterre gehören meiner Empfin= dung nach zu den herrlichsten Partieen des Au= gartens. Die hohen Bäume, die an den Gän=

gen hergepflanzt, und das hohe Gesträuch, durch welche diese durchgehauen sind, geben zu allen Stunden des Tages einen kühlenden Schatten. Entweder aber ist das Gesträuch an allen Seiten zu dicht, oder der Boden ist zu niedrig und feucht. Wenigstens habe ich fast allemahl, wenn ich den Augarten besuchte, in den Seitengängen einen widerlichen Sumpfgeruch empfunden. Das dichte Gesträuch, und der feuchte und niedrige Boden erzeugen auch solche Schwärme von Mücken, daß Personen, die von diesen Feinden verfolgt werden, sich kaum davor retten können. Ein Arm der Donau, der am Augarten herfließt, sieht eher einem stillstehenden Graben, als dem Arme eines berühmten Flusses ähnlich.

Der Theil des Augartens, den der Kaiser sich selbst vorbehalten hat, ist ohne besondere Erlaubniß unzugänglich. Diese Kaiserliche Einsiedeley ist viel größer als sie scheint, und enthält mannichfaltige Gruppen von Laub- und Nadelgehölz, und allerhand ausländischen Gewächsen. In Einem der Vogelhäuser, womit der Kaiser seinen einsamen Sommer-Aufenthalt belebt hat, girrten sich Turteltauben ihre verliebten, oder elterlichen Empfindungen zu. Die beyden Häuser, in deren Einem der Kaiser zu wohnen, und in dem Andern zu schlafen pflegt, sind mit eben der schönen Einfalt, wie die Wohnzimmer in der

Burg möbliert. Es wunderte mich, daß wir in den lange verschlossenen Zimmern keinen dumpfigen Geruch wahrnahmen. Nichts destoweniger glaube ich mit den Wienerischen Aerzten, daß der Aufenthalt in den Sommerhäusern des Augartens wegen des feuchten Bodens, und der vielen zu nahen Bäume der Gesundheit nicht zuträglich sey.

Ohne Vergleichung grösser, und für das allgemeine Vergnügen der Wiener wichtiger, als der Augarten, ist der Prater. Dieser ist ein ungeheurer Wildparc am Ende der Leopoldsstadt, in welchem Tausende von Rehen, Hirschen und wilden Schweinen, und unzähliges wildes Geflügel gehegt wird. Außer mehreren kleineren Nebenwegen ist durch den ganzen Prater ein breiter Weg ausgehauen, und gebaut worden, auf welchem vier bis fünf Wägen nebeneinander fahren können. Wenn man auch schnell fährt; so braucht man doch wenigstens eine halbe Stunde, bevor man an das Ende des Praters kommt, wo der Fürst Gallitzin zum Besten des Publikums ein mäßiges Sommerhaus hat bauen lassen, das den Namen Gloriette erhalten hat. Um diese Gloriette ist ein großer freyer Platz, auf welchem die Vornehmen ihre Wägen halten lassen, wenn sie aussteigen, und spatzieren gehen wollen. Unendlich interessanter, als das Ende

des Praters, ist der Anfang desselben, und zwar an der linken Seite. Hier sind unter dem Schatten von prächtigen Buchen und Eichen, einige hundert kleinere und größere hölzerne Hütten zerstreut, in und neben welchen man alle Arten von Erfrischungen erhalten, und Mittags und Abends essen kann. Die grösseren Hütten, die für den bessern, oder wohlhabendern Theil des Publicums bestimmt sind, liegen nicht weit von dem großen Wege entfernt. Die kleineren hingegen, in welchen man sich wohlfeiler ergötzen kann, sind tiefer in den Wald hineingebaut. Es ist ein über alle Beschreibung froher Anblick, wenn man in diesem Lusthaine an schönen Sonn- oder Festtagen viele Tausende von glücklichen Menschen, (denn man rechnet wirklich, daß an solchen Tagen zehn bis zwanzig tausend Menschen in den Prater kommen,) umher wandeln, oder beysammen sitzen, und einen Jeden sich nach seiner Art ergötzen sieht. Es ist vielleicht kein Instrument, und kein Spiel zu erdenken, was man nicht im Prater könnte spielen hören, oder spielen sehen. Der breite Fahrweg wird oft für die Menge von Kutschen zu enge; nie aber kann der Zusammenfluß von Menschen so groß werden, daß man sich nicht im Prater selbst gehörig ausbreiten könnte. Wegen der erstaunlichen Menge von Menschen kann man allenthalben hingehen, und alles bemerken,

ohne selbst bemerkt zu werden. Das Wild, was im Prater gehegt wird, ist so zahm, daß man oft an solchen Stellen, wo die Menschen in den größten Haufen beysammen sind, Hirsche, Rehe, und sogar wilde Schweine in Rudeln von 20, 30 Stück durchziehen sieht. Wenn man Mittags unter den hohen Bäumen im Prater speist; so rücken allmählig durch den lichten Wald die zahmeren Rehe und Hirsche gegen die Tische der Speisenden hinan. Einige Stücke Brod, die man ihnen in immer kleineren Entfernungen hinwirft, bringen sie bald so nahe, daß sie aus der Hand, und selbst aus dem Munde ihrer Wohlthäter fressen, und zuletzt wegen ihrer beschwerlichen Zudringlichkeit von den Tischen weggescheucht werden müssen. Die Freude der fröhlichen Wiener äussert sich ohne Zwang, aber stets mit Mässigung und Bescheidenheit. Unter so vielen Tausenden von Menschen, die ich so oft im Prater sich habe freuen sehen, besinne ich mich nicht, auch nur einmahl das wilde Geschrey von Trunkenen, oder Zankenden gehört, und noch viel weniger Schlägereyen bemerkt zu haben. Die Ursache dieser Friedfertigkeit, und dieser Mäßigung im Vergnügen kann man gewiß nicht allein in der Strenge und Wachsamkeit der Polizey suchen. In Paris ist die Polizey noch strenger, als in Wien, und doch sind die Franzosen bey

ihren Lustpartieen, wenn sie auch nur einige Sous kosten, viel lärmender, als die Wiener. Keine Classe von Menschen ist so oft in Gefahr, mit andern in Streit zu gerathen, als die Kutscher. Wenn aber auch Einer dem Andern wider Kutscherbrauch vorfährt, oder gar anfährt; so stößt der Beleidigte wohl Drohungen, oder höchstens einige Schimpfworte aus; allein nie oder äußerst selten kömmt es zu eigentlichen Thätlichkeiten, auch bey solchen Gelegenheiten nicht, wo sie im nördlichen Deutschland durch keine Strafen zurückzuhalten wären.

In der rechten Hälfte des Praters ist das Wild fast eben so ungestört, als es in den größten und ödesten Waldungen seyn kann. In dieser rechten Hälfte empfand ich gleich in den ersten Tagen unserer Ankunft in Wien einen Contrast, dergleichen ich noch nie empfunden hatte. Augen, Ohren, und Seele waren von den vielen neuen Gegenständen, die mir in der Stadt und im Prater vorgekommen waren, wie betäubt. In dieser Gemüthsstimmung trieb mich die Neugierde in einen breiten Rasenweg hinein, der nahe vor der Gloriette von der rechten Seite des großen Fahrweges zwischen zwey Wildzäunen fortläuft. Als ich die Hälfte dieses Weges zurückgelegt hatte, war ich auf einmahl dem großstädtischen Getümmel entrückt. Von allen Seiten

umdufteten, und wehten mich Blüthen von Bäumen und Gesträuchen an. Ich hörte den Gesang und das Flöten von mancherley Singvögeln, und das Girren, und Schreyen von eben so vielem wilden Geflügel, worunter ich das Girren von Tauben, und das Geschrey von Fasanen am deutlichsten unterschied. Ich konnte keinen Fußsteig, nicht einmahl einen menschlichen Fußstapfen entdecken. Desto häufiger waren die Fährten des Wildes, das sich besonders an solchen Stellen, wo in den Wildzäunen Oeffnungen gelassen waren, feste Bahnen ausgetreten hatte. Am meisten setzten mich junge wilde Schweine, die aus solchen Oeffnungen hervorguckten, oder plötzlich hervorschossen, in Verwunderung, weil ich damahls noch nicht wuste, daß auch wilde Schweine in so großer Menge vorhanden seyen.

Ungeachtet wir während unsers Aufenthalts in Wien fast alle Tage in den Prater fuhren, und fast in jeder Woche einen ganzen Tag im Prater zubrachten: ungeachtet ich entweder allein, oder in Gesellschaft eines oder einiger Freunde absichtlich stundenlang den Prater nach verschiedenen Richtungen durchstreift habe, um ihn genauer kennen zu lernen; so glaube ich doch nicht, daß ich nur den vierten Theil davon gesehen habe. Einmahl faßte ich den Vorsatz, diejenige Hälfte des Praters, in deren Anfange die Hütten ste-

hen, zu umgehen. Ich ging beynahe von dem Ende des Praters aus, und hielt mich, so viel als möglich, an das Donaufer, weil ich glaubte, daß ich mich alsdann um desto weniger verirren könnte. Dieser Gang belohnte mir lange die Mühe nicht, die er kostete. Auf dem grösten Theile des Weges waren die Bäume nicht hoch genug, um mir hinlänglichen Schatten zu geben. Der Weg, oder Fußsteig war im ganzen sehr uneben, und oft durch tiefe Löcher unterbrochen. Auf dieser Wanderung entdeckte ich, daß nach langen Regen, oder nach Ueberschwemmungen der Donau auch im Prater häufige Sümpfe entstehen müssen. Ich kam zuletzt in ganz unwegsame Gegenden, und langte erst nach mehreren Stunden bey meiner Gesellschaft wieder an. Auch die Arme der Donau, welche den Prater einschließen, sind nicht breit und tief genug, um einen starken Eindruck zu machen. An den Ufern dieser Donau-Arme, besonders am Ende des Praters weht gegen Abend meistens ein durchdringender Wind, der eine in unsern Gegenden unbekannte, und fast möchte ich deswegen sagen, undeutsche Schärfe hat. Diese scharfen Winde kommen aus Ungarn, das schon unter den Römern deswegen berüchtigt war.

Am wenigsten nutzen den Prater die Vornehmen, welche die große Allee hinauf, und her-

unterfahren, ohne auszusteigen, oder ohne sich wenigstens unter die Haufen zu mischen, die vor und um die Hütten umherwallen. Solche Große haben von ihren Spatzierfahrten in den Prater keinen andern Vortheil, als daß sie eine Stunde lang eine Menge von Fuhrwerken und Menschen schnell vorübereilen sehen. Dieser Vortheil wiegt lange die Beschwerde nicht auf, die mit dem Fahren im Prater verbunden ist: daß man nämlich mit Staub getränkt, und gespeist, und darin gebadet wird. Die Polizey thut alles was sie kann, um diesen Feind der schwachen Lungen, und schönen Klèider zu dämpfen. Ihre Bemühungen sind aber nur von kurzer Dauer. In der Stadt fegen und besprengen, oder begießen die Gefangenen die vornehmsten Straßen täglich. Im Prater sind an der Seite der großen Allee Pumpen angelegt, aus welchen das ausgepumpte Wasser in die Canäle am Wege geleitet, und aus diesen über den Weg hingeworfen wird. Man mag den Weg so reichlich tränken, als man will; so ist es eine oder einige Stunden nachher kaum bemerkbar mehr. Bey trockener Witterung kehrt man nie aus dem Prater zurück, ohne daß nicht die Kleider über und über vom Staube weiß gefärbt würden. Dieser eben so schädliche, als beschwerliche Staub ist Eine von den großen Plagen von Oesterreich,

und besonders von Wien. Schon vor vielen Jahren hörte ich von mehreren Reisenden, daß die Oesterreichischen Chausseen die staubigsten in ganz Deutschland wären. Wenn dieser Ruf auch streitig wäre; so kann man doch gewiß Wien die staubreichste Stadt in Europa nennen. In den Hauptstraßen schützt weder die Höhe, noch die Verschlossenheit der Zimmer gegen seine Anfälle. Er schleicht sich in Zimmer des dritten und vierten Stocks ein, wenn auch die Fenster gar nicht geöffnet werden; und selbst in solchen hohen und verschlossenen Zimmern dringt er durch die Fugen, und Schlösser der festesten Schränke durch. Wenn man in Zimmern des ersten Stocks die Möblen auch alle Stunden abwischen läßt; so findet man sie doch eine Stunde später wieder mit einer sichtbaren Schichte von feinem Staube bedeckt. Bey einem heftigen Winde wird die ganze Luft durch die dicken Staubwolken verfinstert: und wenn unglücklicherweise Fenster offen sind, so werden die Zimmer in einem Augenblicke mit Staube angefüllt. Wir waren einmahl zur Zeit eines heftigen Windstoßes auf dem Belvedere, dem ehemahligen Pallaste des Prinzen Eugenius, wo man in der Nähe von Wien Eine der besten Aussichten über die Stadt, und die umliegenden Gegenden hat. Während daß der Wind am heftigsten wüthete, hatte der

gröste Theil der Stadt das Ansehen, als wenn sie in einem allgemeinen Brande stünde, aber in einem Brande, wo man noch mehr schwärzlichgelben Rauch, als helle Flamme sieht. Aus dem dunkeln Staubgewölke, welches die übrige Stadt verhüllte, ragte fast allein die hohe Spitze des Stephans-Thurms hervor. Auch wurde der Dampfkreis, der Wien bedeckte, in einem langen zugespitzten Schweife bis an den Calenberg, und andere benachbarte Berge hingetrieben. Die Ursache des entsetzlichen Staubes, von welchem man in Wien mehr, als in andern Städten leidet, sucht man in der Mischung der Steinart, womit die Stadt gepflastert ist. Die Würfel, oder cubischen Platten, die das Wiener Pflaster ausmachen, werden aus einem Kalkgebirge nicht weit von der Stadt gebrochen. Dieß Kalkgebirge ist aber nicht rein, sondern durch und durch mit feinem Sande, oder Quarztheilchen gemischt, welche den Staub so fressend machen.

Das Gewühl im Prater und auf dem Wege nach dem Prater ist nie größer, als wenn irgend ein neues, oder wichtiges Schauspiel gegeben werden soll. An solchen Tagen ist vielleicht die Menge von Menschen, die nach dem Prater eilen, nicht so groß, als an schönen Sonntagen, oder Festtagen; allein man merkt sie mehr,

weil alle auf einem Platze zusammengedrängt sind, und um dieselbige Zeit aus der Stadt aufbrechen. Solcher Schauspiele im Prater haben wir zwey erlebt: ein entzückendes Feuerwerk von Stuver, und dann das Steigen eines großen Balons, der von einem Durchreisenden verfertigt war. Beidemahl musten wir schon in der Stadt langsam fahren, und oft stille halten, weil die Straßen mit 2, 3, oft vier ununterbrochenen Reihen von Wägen angefüllt waren, und aus allen Straßen und Thorwegen neue Wägen herausrollten. Fürstliche Carossen, und elende Fiacres, Leichenwägen und Dreckkarren, Frachtfuhren und einspännige Fuhrwerke kamen neben und hintereinander. Von der Donaubrücke, die in die Leopoldsstadt führt, bis an den Anfang des Praters brachten wir eine ganze Stunde zu. Auf dem Hauptwege fuhren vier Reihen von Kutschen in einem langsamen Schritte neben einander, und konnten nicht schneller fahren, weil jeder Wagen bei der Einfahrt in den Prater die Entrée bezahlen mußte. An den Seiten hingegen jagten Fiacres meistens im schnellsten Gallopp nach dem Prater, oder wieder nach der Stadt zu, um den Weg so oft, als möglich, zu machen. Die Fiacres und ihre Führer waren Fingerdick mit Staube belegt, und manchen Pferden waren breite Stellen

wund und blutig gerieben. Em Ende solcher Schauspiele, die im Prater gegeben werden, entsteht eine ungeheure Verwirrung, in welcher es höchstens zu verwundern ist, daß nicht oft Menschen übergefahren, oder wenigstens verletzt werden. Die Herrschaften suchen und rufen ihre Bediente: die Bediente laufen nach den Herrschaften umher, oder strengen sich an, um die Kutscher zu erschreyen, die oft in den hintern Reihen eine Viertelstunde weit entfernt, oder wenn sie auch in der Nähe halten, wegen des Staubes nicht erkennbar sind. Dieß Laufen, Schreyen, Gegenschreyen, und Fahren nimmt noch um viele Grade zu, wenn ein heftiger Regen entsteht. Alsdann geben oft die vornehmsten Personen, die nicht auf ihre Wägen warten wollen, dem nächsten Fiacre einen Ducaten, um nur aus dem Getümmel, und trocken in die Stadt zu kommen. Nach dem Feuerwerke brannten an der Straße Pechkränze, die den Weg erleuchteten, und ohne welche das Ueberfahren der Fußgänger, und das Aneinanderfahren der Kutschen unvermeidlich seyn würde.

Die Fiacres, die bei den erwähnten Gelegenheiten eine wichtige Rolle spielen, haben so oft meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, daß ich nicht umhin kann, Ihnen das Eigenthümliche derselben mitzutheilen. Die Wienerischen

Fiacres gehören zwar nicht zu den ersten Zierden, aber doch immer zu den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, und zwar zu den Merkwürdigkeiten, die auch der Unaufmerksamste nicht übersehen kann: denn man mag seyn, oder hinblicken, wohin man will; so nimmt man unfehlbar einen oder mehrere Fiacres wahr. Vormahls waren ihnen gewisse Plätze angewiesen: wo sie halten musten; jetzt hingegen haben sie die Freyheit, die sie auf eine Fürbitte des Großfürsten erhalten haben sollen, ihre Plätze auszusuchen, wo sie wollen: durch welche Erlaubniß die Straßen in Wien sehr beengt, und die Durchfahrt oft gehemmt, oder erschwert wird. So leicht es ist, die Pferde der Herrschaften von denen der Miethkutscher, und die der Miethkutscher von denen der Fiacres zu unterscheiden; eben so leicht kann man die schlechtesten Fiacres der Vorstädte von denen der eigentlichen Stadt unterscheiden. Die Fiacres der Vorstädte sind bisweilen den kleinen Wägen ähnlich, womit die Müller in die Stadt kommen, und haben nur an der einen Seite der Deichsel ein einziges Pferd vorgespannt. Die Fiacres-Wägen in der Stadt sind freylich auch von sehr verschiedener Güte; doch verdienen sie, glaube ich, im Ganzen den Ruhm, der ihnen schon lange von Reisenden gegeben worden ist, daß sie die reinlichsten und besten in ganz Europa seyen.

Manche übertreffen durch ihre Neuheit und Aufgeputztheit die Carossen von Miethkutschern. Wenn aber auch ein Fiacre-Wagen eben so schön ist, oder noch schöner scheint, als der Wagen eines Miethkutschers; so bleiben doch zwischen den Kutschern, oder den Führern und Pferden von beyden immer viele auffallende Unterschiede. Die Kutscher, die zu Miethwägen gehören, haben ohne Ausnahme eine Art von Livree; die Führer von Fiacres hingegen sind meistens in abgeschabte oder zerrissene Regenmäntel gehüllt. denen ihre Hüte, oder Mützen, und die Decken der Sitze entsprechend sind. Noch kenntlicher, als die Fiacreskutscher, sind die Pferde derselben. Diese sind im Durchschnitt viel kleiner, als die Pferde der Miethkutscher, und ich glaube gewiß, daß die meisten Ungarische oder Pohlnische Pferde sind. Außer ihrer Kleinheit sind hängende Köpfe, kurze dünne und abstehende Schweife, Magerkeit, Abgenutztheit, Steifheit, und bey dieser Steifheit eine ganz eigenthümliche Flüchtigkeit fast allgemeine Merkmahle der Fiacres-Pferde. Die Fiacres fahren meistens schneller, als die Miethkutscher, und als die Kutscher von Herrschaften, wenn anders diese nicht von vier, oder sechs muthigen Thieren gezogen werden. Man kann in Wien keine Besuche in Fiacres machen. Auch ist den Fia-

eres die Einfahrt in den Vorhof des Augartens untersagt.

Mit eben dem innigen Wohlgefallen, womit ich an den Prater denke, und davon schreibe, denke und schreibe ich auch von dem Garten in Schönbrunn; doch ist das Vergnügen, was der Schönnbrunner Garten gewährt, von einer andern Art, als das, was man im Prater genießt. Es ist ruhiger, ungestörter, und ländlicher. Wenn ich beständig in Wien lebte; so glaube ich fast, daß ich den Schönbrunner Garten öfter, als den Prater besuchen würde. Einen jeden Reisenden muß der Prater eine Zeitlang viel mehr, als der Garten in Schönbrunn an sich ziehen, weil man in dem erstern m:hr Zerstreuung, und mehrere Gegenstände der Beobachtung findet. Wenn man sich aber bey einem längern Aufenthalt an die Einen gewöhnt, und die Andern beynahe erschöpft hat; so muß Einem zuletzt von der Fahrt in den Prater fast nur das Beschwerliche, das Getümmel so vieler tausend Menschen, und der unerträgliche Staub übrig bleiben. Wer überdem beständig in einer so großen Stadt, als Wien, lebt; der verläßt seinen gewöhnlichen Aufenthalt eben so oft, oder noch öfter, um eine reine Luft, und Ruhe zu genießen, als um sich durch den Anblick einer großen Men-

ge von Menschen zu zerstreuen. Gleich das erste Mahl, da wir den Schönbrunner Garten besuchten, flößte er uns eine fast parteyische Vorliebe ein, dergleichen man für Lieblinge zu hegen pflegt; und diese Vorliebe nahm in der Folge immer mehr zu, je genauer wir ihn kennen lernten. Ewig unvergeßlich werden uns die seligen Tage seyn, die wir in den prächtigen Alleen, und dem lieblichen Gehölze von Schönbrunn zugebracht haben! Wenn wir von dem Getümmel der Stadt, und der Menge ihrer Sehenswürdigkeiten ermüdet waren; so rissen wir uns plötzlich los, und verbargen uns, als wenn wir verfolgt würden, einen ganzen oder halben Tag in dem Garten von Schönbrunn, den wir nie ohne Sehnsucht, und ohne Dankbarkeit für die Stille und Erquickung verließen, die er uns verschafft hatte. Der Grund, warum der Schönbrunner Garten uns so ausserordentlich gefiel, lag gar nicht in einer blendenden Pracht und Größe, oder in der Seltenheit und Vortrefflichkeit von Kunstwerken. Der Schönbrunner Pallast ist sehr ausgedehnt, ohne nach dem Urtheil der Kenner schön zu seyn. Auch ist er jetzt in seinen meisten Theilen nicht eingerichtet, weßwegen wir das Innere nicht einmahl gesehen haben. Alle Reisende bedauern es, daß der Pallast nicht auf dem Hügel steht, welcher am Ende des Gartens die

Gloriette trägt, deren Hauptstück ein großer Versammlungssaal ist. Die Aussichten aus den Fenstern des Pallastes sind nach allen Seiten durch benachbarte Hügel eingeschränkt. Die Statüen im Garten sind insgesammt aus Marmor; doch hat keine meine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich gezogen, als das Bildniß der Nymphe der schönen Quelle, deren Wasser für das reinste und gesundeste in und um Wien gehalten, und das dem Kaiser bis in's Lager nachgeschickt wird. Die Urne, aus welcher die Quelle ausfließt, ist mit schönen Bäumen und Gesträuchen überschattet, und dieser Platz hat so etwas dichterisches, daß man sich in Arkadien versetzt glaubt. Die Wasserwerke sind verfallen, oder wenigstens nicht in Ordnung. Die Menagerie, auf welche der Kaiser Franz viel wandte, ist größtentheils ausgestorben, und auch die Fasanerie ist nicht so besetzt, wie man sie oft in kleineren fürstlichen Gärten sieht. Das Einzige, was der regierende Kaiser einer eben so großen, oder noch größern Sorgfalt würdigt, als seine erlauchte Mutter, ist der Kunstgarten, und die Gewächshäuser, die zu den reichsten in Europa gehören. Der vorzüglichste Reitz des Schönbrunner Gartens besteht in den herrlichen Alleen, in der Mannichfaltigkeit des Laubes, und dem erquickenden Schatten, den sie darbieten, in der

reinen und stärkenden Luft, die allenthalben umher säuselt, und in den weiten und überraschenden Aussichten, die man auf mehrern Standpuncten genießt. Von der Terrasse hinter dem Pallaste breitet sich der Garten, wie ein Fächer aus, an dessen Ende der Obelisk, die Ruinen, die Gloriette, die Fasanerie und Menagerie angelegt sind. Wir umgingen den Garten mehrmahl mit dem langsamen Schritte von Spatziergängern, die alles recht beobachten und genießen, und an den schönsten Stellen ruhen wollen, und brauchten nie mehr, als drey Stunden dazu. Alleen, Hecken, und Gänge werden mit der äußersten Sauberkeit unterhalten. Die Hauptgänge sind von zwey Reihen hoher Linden, oder anderer schönen Laubbäume eingefaßt. In den meisten Hauptalleen sind die Bäume so geschnitten, daß ihre Gipfel nicht zusammenstoßen können. Diese Offenheit giebt den breiten Gängen eine entzückende Heiterkeit, ohne ihnen in den meisten Stunden des Tages das Kühlende und Schattige zu nehmen, weil die Bäume so hoch sind, daß man immer an einer Seite Schatten findet. Der Erfinder des Gartens hat aber auch für die kurzen Zeiten, wo die breiten und offenen Alleen zu heiß, oder durch die von dem Boden zurückfallenden Sonnenstrahlen zu blendend seyn möchten, mit vieler Weisheit ge-

sorgt. In einer Entfernung nämlich, welche ohngefähr die halbe Breite der Hauptgänge betragen mag, ist neben jeder Reihe der hohen Bäume eine andere Reihe von minder hohen hergepflanzt, deren Zweige sich mit denen ihrer Nachbaren brüderlich vereinigen, und ein dichtes Laubgewölbe bilden, das selbst den senkrechten Strahlen der Mittagssonne undurchdringlich ist. So bald es also Lustwandlern in den Hauptalleen zu heiß, oder zu hell wird; so können sie gleich an jeder Seite in der Nebenallee Schutz finden. Die Vergleichung des Schönbrunner Gartens mit andern ähnlichen Gärten hat mich mehr, als die sinnliche Wahrnehmung an Ort und Stelle, auf die Bemerkung geführt, daß die Breite der prächtigen Hauptalleen Eine seiner grösten und nicht einem Jeden auffallenden Schönheiten sey. Man fühlt sich in diesen breiten und heiteren Gängen des Schönbrunner Gartens fast so frey, als in der offenen und unbegränzten Natur; und man demerkt es kaum, daß man durch dichte Gebüsche von den nächsten Gängen getrennt ist. Die Alleen des Schönbrunner Gartens sind weder gleich lang, noch gleich breit; und keine ist so lang, daß der Blick bis ans Ende abschrecken, oder ermüden könnte. Da nun die Alleen von so verschiedener Breite und Länge, und so mannichfaltig durchschnitten: da die Einen

geöffnet, die Anderen gewölbt sind: da die meisten aus Linden, andere aber aus andern Bäumen bestehen; so entdeckt man keine Spur der langweiligen Einförmigkeit, die man den alten im Französischen und Holländischen Geschmack angelegten Gärten mit Recht vorgeworfen hat. Wenn die ehemaligen Wasserwerke im Stande wären; so würde man auch nicht einmal die einzige wesentliche Schönheit, die dem Schönbrunner Garten abgeht, vermissen. Alsdann müßte der Platz um das Bassin noch viel hinreissender seyn, als er jetzt ist. Um das große Bassin, das jetzt gar kein Wasser hat, sind mehrere Reihen von dichten schön belaubten Bäumen, und dann zunächst am Bassin eine Reihe von hohen Fichten und Tannen hergepflanzt, deren eigenthümliches einwiegendes Geräusch nach Tisch fast unwiderstehlich zu süßem Schlummer einladet.

Am Ende des Gartens, in so weit er aus regelmäßigen von der Kunst geschaffenen Alleen besteht, erhebt sich ein mäßiger Hügel, der an beyden nach dem Garten sich hinneigenden Abhängen mit allerley Gebüsch und Laubholze, welches die Natur selbst gepflanzt hat, bewachsen ist. Auf der Höhe dieses Hügels, auf welcher die Gloriette steht, hat man vor sich die Aussicht

auf die Stadt Wien, auf die benachbarten Berge, und einige der berühmtesten Landhäuser, die an diesen Bergen erbaut sind; und hinter sich sieht man in ein fruchtbares, mit Dörfern, und Flecken angefülltes, und mit hohen Bergen umgebenes Thal. Durch das Gehölz, welches der Abhang des Hügels trägt, den man beym Hinaufsteigen zur linken Hand hat, sind labyrinthische Gänge gehauen. An den vortheilhaftesten Plätzen sind reitzende Aussichten eröffnet, und an vielen Stellen Sitze und Tische für Ruhende angelegt. An der rechten Seite des Hügels hat die Kunst gar nichts gethan, und fast scheint es, als wenn die schöpferische Hand, die alles übrige hervorbrachte oder verschönerte, hier stehen geblieben wäre, oder sich zurückgezogen hätte. Auf dieser Seite des Hügels wohnt eine wilde, aber weder schöne, noch große Natur. Zwar führt ein Aufgang auch auf die Höhe der rechten Seite; allein dieser Weg verschwindet bald, oder führt zu einem Jägerhause hin. Der Hügel ist an der rechten Seite so steil, und so dicht mit niedrigem Gebüsche bewachsen, daß er dadurch für einen jeden andern Menschen, als für Jäger ungangbar wird. Hinter dem Gehölze fanden wir zu unserer Verwunderung alles traurig und leer; denn der flache Rücken des Hügels war mit schlechtem Grase, und schlechtem Buschwerke bewach-

sen. Wenn der Schönbrunner Garten dereinst das Wohlgefallen eines künftigen Beherrschers wieder erhalten sollte; so werden diese vernachlässigten Theile gewiß gleich den übrigen gepflegt, und mit diesen in ein harmonisches Verhältniß gesetzt werden.

Vielleicht, theuerster Freund, sind Sie schon lange ungeduldig darüber, daß ich Ihnen so viel von einem Garten vorerzähle, der von andern Reisenden kaum erwähnt wird; und daß ich so lange von den berühmten Gärten des Feldmarschalls von Lascy. und des Grafen von Cobenzl geschwiegen habe. Allein ich folge in der Ordnung meiner Beschreibungen vorzüglich meinem Geschmack, oder der Summe des Vergnügens, das ich in jedem Garten genossen habe, und beunruhige mich nicht darüber, wenn mein Geschmack nicht durchgehends mit dem Urtheile größerer Kenner übereinstimmt.

Ich würde den Garten des Feldmarschalls von Lascy noch viel mehr, als jetzt bewundern, wenn ich nicht mit außerordentlichen Erwargen, etwas nie Gesehenes zu sehen, hingekommen wäre. Diese hohen Erwartungen werden anfangs durch die Lage des Landhauses, und durch die herrliche fahrbare Allee, die von dem Hause bis an den Eingang des eigentlichen Parcs führt, wirkich befriedigt. Beyde, die Allee,

und die Lage des Hauses sind so vortrefflich, daß fast alles, was man in der Folge sieht, unter dem schon gesehenen weit zurückbleibt. Das Landhaus, in welchem der große Mann in Friedenszeiten wohnt, scheint für die Größe seines Besitzers, und den Umfang des Gartens, zu welchem es gehört, beym ersten Anblick zu klein zu seyn; und dieser Begriff von Kleinheit wird vielleicht dadurch noch bestätigt, daß das Haus mit Schindeln gedeckt ist, oder doch zu seyn scheint. Das Innere des Hauses hingegen ist so zweckmäßig, und mit einer so gelehrten Eleganz eingerichtet, und ausgeziert, daß man den genievollen Bewohner nirgends verkennen kann. Die Wände der Zimmer sind entweder mit den Bildnissen des verstorbenen oder regierenden Kaisers, oder der gottseligen Kaiserin, oder des Königs von Preußen, oder mit Rissen und Landkarten, oder mit ausgesuchten Englischen Kupferstichen behangen, die merkwürdige Landschaften, oder ländliche Scenen darstellen. Die Aussicht von der Terrasse des Landhauses hat in Ansehung der erstaunlichen Entfernung, bis zu welcher sie sich der geraden Richtung, oder der Länge nach ausdehnt, wenige ihres gleichen; doch fehlt es ihr meinem Gefühl nach, an Mannichfaltigkeit, und allseitigem Umfange. Im Vorgrunde liegen Neu-Waldeck und Dornbach; weiter hin die mächtige Kaiser-

stadt; und hinter Wien entdeckt man die nach Ungarn hin laufenden Gebirge, und ihre Begleiterinn, die Donau. Wenn man die letztere recht sehen will; so muß man seine Augen schon ungewöhnlich anstrengen, Wien hingegen liegt gerade in einer Entfernung, wo man die Stadt vollkommen übersehen kann, ohne von ihrem Getöse in der ländlichen Einsamkeit gestört zu werden. Das reichste Stück in der Landschaft, die man auf der Höhe des Lascyschen Landhauses vor sich hat, ist unstreitig Wien. Auf diesen Punct wird aber auch das Auge durch die trichterförmigen Gebirgsketten, zwischen welchen der Lascysche Landsitz liegt, beständig hingeleitet. Eben diese Stadt erblickt man fast aus allen Zimmern, und von den interessantesten Standpuncten des Parcs; und da Städte sich nicht, wie die Natur, verwandeln, so glaube ich fast, daß die vornehmste Aussicht, die man aus dem Lascyschen Hause und Garten hat, bald vieles von ihrem Interesse verlieren müsse. Die Gebirge, an denen das Auge wegstreift, wenn es auf Wien, oder noch entfernteren Gegenständen ruhen will, enthalten Felder und Weinberge. Nur Schade, daß sie nicht genug angebaut sind, um den Beobachter lange zu fesseln, und daß sie einander zu nahe liegen, als daß man sich zwischen denselben nicht beschränkt fühlen sollte.

In dem neuangelegten Parc wandelten wir lange in engen, bisweilen sehr mühseligen, und düstern Gängen, zwischen welchen wir doch nicht gegen die Sonne geschützt waren. Bis an das Chinesische Haus fanden wir nur einen einzigen merkwürdigen Standpunct: ein Obdach nämlich, wo man einen freyen Prospect auf eine nahe Wiese, und auf die Waldung hat, womit die umliegenden Berge bekleidet sind. In dem Chinesischen Hause zeigt sich die Stadt Wien wieder. Auch überschaut man den Parc, dessen Einrichtung hier vielleicht zu sehr in die Augen fällt, oder die darauf gewandte Kunst zu sehr bemerken läßt. In eben diesem Hause fiel mir zuerst das Oede und Leere der ganzen um mich her ausgebreiteten Natur auf. Man sieht weder Dörfer, noch Menschen: weder Fluren, noch mit zahlreichen Heerden bedeckte Weiden; weder lebendige Bäche, noch spiegelhelle Seen oder Teiche; sondern allein den einsamen Wald, und die wenigen Gebäude, die in dem Garten errichtet sind. Die Schattenbilder von Weinbergen, Fluren, Obstwäldern und Wildgehegen, vor welchen man nachher vorüber kömmt, sind zwar nicht so klein, als ich sie in andern Englischen Gärten gefunden habe: sie sind doch aber auch nicht so groß, daß man sie für das, was sie scheinen sollen, halten könnte. Eben dies gilt von den Teichen, die

nicht bloß zu klein, sondern als wir sie sahen, auch zu wenig gereinigt waren, als daß man hätte Lust empfindeu können, sich an ihrem Rande niederzulassen, wo man den Strahlen der Sonne mehr, als anderswo ausgesetzt gewesen wäre. Mangel von Leben und Schatten dauerten wenigstens auf dem Wege, den man uns führte, bis zum Tempel fort, der am Anfange des waldigen Gebirges erbaut ist, welches den ganzen Parc umschließt. Wenn man auch vorher noch so sehr von der Hitze gelitten, und noch so wenig Genugthuung gefunden hat; so wird man sich hier für die bis dahin ausgestandenen Beschwerden, und getäuschten Hoffnungen hinlänglich befriedigt finden. In diesem offenen Tempel sieht man über den Garten, und über das ganze Thal bis nach Wien hin, das hier in einer viel vortheilhafteren Ferne, als an allen bisherigen Plätzen erscheint. Die Schatten des dichten Waldes sind um desto erfrischender, je länger und lebhafter man sich vorher darnach gesehnt hat; und aus eben diesem Grunde, glaube ich, entzückte uns das Säuseln des Laubes, und das Gemurmel des Bachs, der von dem Berge herabkommt, mehr, als beyde uns sonst würden ergötzt haben. Der Rückweg von dem Tempel hat mehr glückliche Partieen, als der Hinweg, den wir gemacht hatten. Der breiteste

und schönste Gang, den wir auf dem Rückwege antrafen, war der von dem großen Teiche bis an den Wasserfall; welcher letztere, wenn ich so reden darf, von einer einzig schönen Erfindung ist. Von einem nicht kleinen felsichten Hügel, den die Natur nicht täuschender bilden könnte, plätschert ein sanfter Bach in lieblichen Fällen herab. Weil der Felsenhügel unzugänglich, und die Ufer des fallenden Bachs mit überhängenden Gewächsen und Gebüsche beschattet sind; so kann man weder das Entstehen, noch das Verschwinden des Bachs wahrnehmen, und dieser geheimnißvolle Ursprung, und dieses verborgene Verschwinden trägt sehr viel dazu bey, das ganze Schauspiel neu und anziehend zu machen. Die Wildheit des unzugänglichen Felsenhügels wird durch eine kleine zauberische Blumeninsel erhöht, die demselben gegenüber angelegt ist, und von den Armen des Bachs wie eine Geliebte, umschlungen wird. Längst dem Bache finden sich mehrere trefflich gewählte einsiedlerische Sitze, die aus mächtigen Baumstämmen, oder eben so mächtigen Blöcken von hartem Gestein bereitet sind. Die übrigen Wege, die uns zum Ausgange des Parcs brachten, waren so enge, daß nach einem starken Regen auch nicht eine Person darin gehen kann, ohne von dem nächsten Gesträuche berührt, und beschmutzt zu werden.

Wenn alle Gänge im Lascyschen Garten erweitert würden: wenn ein Theil des benachbarten Waldes in kleineren oder größeren Haüfen und Reihen über den Garten zerstreut: wenn das Wasser des Bachs reicher und heller; das Grün der Wiesen frischer, der Graswuchs stärker oder üppiger, und das Ganze lebendiger gemacht werden könnte, als es jetzo ist; so würde der Lascysche Parc nach meinem geringen Urtheil unsäglich an Schönheit gewinnen. Fast schien es mir auch, als wenn man Brücken, und kleine Cascaden, die durch das Hineinlegen von platten Steinen, oder gar Hölzern in das Bett von kleinen Bächen entstehen, nicht mit der gehörigen Mäßigung angebracht hätte. Da wir den Parc verließen; gingen wir nicht durch die hohe und breite, sondern durch die niedrige und schmälere Allee nach dem Hause zurück, die darin einen Vorzug vor den erstern hat, daß man an der linken Hand Häuser, Weinberge, und Felder durchschimmern sieht. Der Feldmarschall unterhält vier Gärtner, oder Gärtnergehülfen; und außer diesen, wenn er gegenwärtig ist, täglich dreyßig Arbeiter. Jetzo wurden nur zwanzig beschäfftigt.

Der Graf von Cobenzl hat eine ähnliche Wildniß, dergleichen vormahls der Parc des Feldmarschalls von Lascy war, in einen

nicht

nicht weniger berühmten Garten umgeschaffen. Dieser Garten liegt in einer Bergschlucht, die von dem Kalenberge, und dem Reisen- oder jetzt sogenannten Cobenzlischen Berge gebildet wird. Der Weg dahin ist äusserst beschwerlich. Man fährt beynahe anderthalb Stunden steile und rauhe Anhöhen hinan, die fast alle Aussicht benehmen. Auf der letzten und erhabensten dieser Anhöhen, von welcher man nach dem Cobenzlischen Landgute wieder etwas hinabfährt, hat man das ganze Donauthal, die Stadt Wien, und alle Arme der Donau mit ihren Inseln oder Auen unter sich. Der Blick in dieses Thal, und besonders auf die Arme und Inseln der Donau, war lange nicht so erhebend, als ich erwartet hatte. Die vielen Arme der Donau, und das Gehölz oder Gebüsch, womit die Auen besetzt sind, erweckten in mir die unangenehme Vorstellung, daß die Gewässer, die ich sähe, nicht Arme eines mächtigen Flusses, sondern stehende Sümpfe seyen. Es ist zu bedauern, daß das Landhaus des Grafen von Cobenzl nicht auf der letzten und höchsten Anhöhe steht, von welcher sich der Weg gegen seinen Garten wieder hinabsenkt, oder daß ein Theil dieses Hügels nicht abgetragen werden kann; denn er raubt dem Landhause die Aussicht auf die Stadt Wien, von welcher man nur einige Thürme über den Rü-

cken des Hügels hervorragen sieht. Die Lage des Cobenzlischen Landhauses kann daher mit der des Lascyschen gar nicht verglichen werden. Auch findet sich in dem ganzen Umfange des Cobenzlischen Gartens keine Allee, die der großen Allee zwischen dem Lascyschen Landhause, und dem eigentlichen Parc nur von fern nahe käme. Sonst aber hat, und hatte gleich anfangs der Platz, oder das Terrain, auf welchem der Cobenzlische Garten angelegt wurde, vor dem des Lascyschen Parcs viele natürliche Vortheile, die sich entweder gar nicht, oder nur in einer langen Reihe von Jahren durch Geld und Kunst erzwingen lassen. Die wichtigsten unter diesen natürlichen Vortheilen sind ein größerer Reichthum an lebendigem und klarem Wasser, ein noch größerer Ueberfluß des schönsten Laubholzes, und dann selbst die Ungleichheit des Bodens, welche eine Mannigfaltigkeit von Situationen, Anlagen, und Aussichten erleichterte. Der Hauptcharakter des Cobenzlischen Gartens ist eine einladende Ländlichkeit, die daher entsteht, daß die Natur fast alles, und die Kunst wenig, oder gar nichts gethan zu haben scheint, oder wenigstens nicht auf eine unangenehme Art hervordringt. Hier nehme ich allein die zu häufigen kleinen Cascaden aus, die in dem Falle des schönen Baches angebracht sind. Trefflich hingegen sind die Brü-

cken besonders die letztere, die über die tiefe Bergspalte weggebaut ist, wodurch die beyden Seiten des Gartens getrennt werden. Diese Brücke hat wegen der schrecklichen Tiefe, über welche sie hinführt, etwas angenehm Schauerliches, und gewährt einen unerwarteten Blick in das ferne Donauthal. Kein Garten kann künstliche Grotten leichter entbehren, als der schattenreiche Cobenzlische; und deswegen sage ich Ihnen auch nichts von der Grotte des letztern, die, wie fast alle Grotten in unsern Gegenden, nicht trocken genug ist, daß man sich ohne Gefahr der Gesundheit lange darin aufhalten könnte. An dem Theile des Gartens, der an dem Abhange des Calenberges liegt, waren ehemals ergiebige Weinberge. Diese sind alle zerstört, und an ihrer Stelle junge Pflanzungen von Obstbäumen angelegt worden. Es wunderte mich, daß man um des Nutzens und der Abwechselung willen nicht einen Theil der Reben geschont hatte. Auf dem obersten Rande der Gartenseite, die sich am Calenberge ausbreitet, hat man die freyste Aussicht auf Wien, und in das Donauthal.

Unter den günstigen Standpuncten um Wien erinnere ich mich mit Vergnügen eines Rebhügels nicht weit von Nußdorf, oder vielmehr

unmittelbar hinter dem Dorfe Heiligenstadt, in welcher Gegend die besten Oesterreichischen Weine wachsen sollen. Um diesen Rebhügel wechselten Weinberge und Felder, Wiesen, und Gärten in einer Mannichfaltigkeit ab, wie man sie in der Nachbarschaft von Wien sehr selten wahrnimmt. Man ist dem großen Donauarme nahe genug, um ihn für das zu erkennen, was er wirklich ist. Man erblickt die große Brücke, die nach Mähren und Böhmen führt, und kann den Lauf und die Arme der Donau mit ihren Auen deutlicher sehen, als ich sie bis dahin beobachtet hatte. Neben dem Stephansthurm weg leuchtete aus großer Ferne die Gloriette bey Laxenburg hervor.

Keine Aussicht aber in und um Wien hat mich zugleich so entzückt und erweicht, als diejenigen, die ich an zwey heitern Abenden von dem Balkon, und aus den Fenstern des prächtigsten aller deutschen Clöster, des Stifts Mölk in Niederösterreich gehabt habe, das auf einem hohen beynahe die Donau berührenden, und nach der Flußseite steil abgeschnittenen Hügel erbaut ist. Der verdienstvolle Herr Professor Meier in Wien war so gütig gewesen, uns seinen Ordensbrüdern in Mölk zu empfehlen, von welchen wir mit einer ihres berühmten Stiftes würdigen

Gastfreundlichkeit aufgenommen wurden. Gleich am ersten Abend unserer Ankunft baten wir unsere liebreichen Wohlthäter, uns auf den Balcon des Closters zu führen, von welchem man nicht nur den Lauf der Donau und mehrerer in die Donau fallenden Flüsse, sammt den von ihnen durchströmten oder bespülten Thälern und Bergen, sondern auch an einigen Oeffnungen der nächsten hohen Bergkette, die Steiermärkischen, und in noch größerer Ferne, die Salzburgischen Schneegebirge herüberblicken sieht. Als wir das erste Mal auf den Balcon traten, war noch ein schwacher Schimmer des Tageslichts übrig, und zugleich goß der unbewölkte Mond seine Silberstrahlen über die glatten Spiegel der Ströme, über Fluren, Wälder und Berge aus. Bei dieser doppelten Beleuchtung machte das Ganze, was wir vor uns sahen, einen solchen Eindruck auf mein Gemüth, daß, wenn ich mich ohne Verdacht von Frömmelei meinen Empfindungen hätte überlassen dürfen, ich gewiß würde niedergefallen seyn, und dem Urheber der schönen Natur, und der menschlichen Glückseligkeit den warmen Dank, von welchem mein Herz überströmte, würde dargebracht haben. Auch nach einer langen Betrachtung konnten wir uns kaum von der bezaubernden Scene losreissen. Ich suchte aus den Fen-

stern unserer Zimmer das nachzuhohlen, oder zu ergänzen, was ich vorher verabsäumt zu haben glaubte. In dem ganzen unermeßlichen Clostergebäude hörte ich den Laut und Tritt keines Menschen mehr. Desto stärker tönte das Schlagen der Nachtigall, das Plätschern des öffentlichen Brunnens der unter dem Stifte liegenden Stadt Mölk, das Bellen einiger wachsamen Hunde, und das Blasen von eilenden Postillons zu mir herauf: die einzigen Töne oder Geräusche, wodurch die Nachtfeier der entschlummerten Natur gestört wurde. Die clösterliche, und fast möchte ich sagen, andächtige Stille der Thäler und Hügel, die im Mondscheine um mich herschimmerten, hatte etwas so Zerschmelzendes, daß man dadurch bis zu Thränen gerührt wurde. Am folgenden Tage sah ich eben die Landschaften, die ich am Abend vorher im Schimmer des Mondes, oder in einem magischen Helldunkel gesehen hatte, im vollen Glanze der Sonne wieder. Ich sah sie sehr oft aus den Fenstern unserer Zimmer, von dem Balcon des Closters, und von den Terrassen des Clostergartens; allein nie afficirten sie mich so stark, als am ersten Abend, und die Eindrücke des ersten Abends kehrten, wiewohl etwas geschwächt, nicht eher, als am zweyten wieder, wo dieselbigen Schauspiele fast noch schöner, als

den Tag vorher erneuert wurden. Wenn man am hellen Tage auf die Donau, und auf die in die Donau fallenden Gewässer hinabsieht; so wird das Vergnügen, was die sonst fruchtbare und mahlerische Landschaft gewährt, durch die dürren oder mit schlechtem Gesträuch bewachsenen Inseln, und Strecken an den Ufern vermindert, welche die reissenden und oft plötzlich anwachsenden Flüsse zusammengehäuft, oder verschüttet haben. Zu den eigenthümlichen Schönheiten der Donau-Prospecte gehören die Buchten, aus welchen der gewaltige Strom plötzlich hervorbricht, und in welche er wieder, wie in Abgründe, verschwindet. Eine der herrlichsten dieser Buchten ist diejenige, in welche sich die Donau, wie man sie aus dem Garten des Closters Mölk sieht, zu verlieren scheint. Gerade in dieser Bucht ist an dem mittlern Abhange der linken Gebirgkette, wo die Donau unsichtbar wird, ein schönes Closter erbaut.

Sehr gern schilderte ich Ihnen noch die Aussichten, die wir aus dem Garten des Closters Mariahilf bey Passau, aus dem Schloßgarten in Linz, und von dem Jägerhause vor Linz gehabt haben. Allein es ist unmöglich, das Charakteristische des Laufes und der Windungen von Strömen, der Richtungen und Bekleidungen

von Gebirgen, der Lage von Städten, Dörfern, Schlössern und Clöstern, der Gruppirungen von Wäldern und Bäumen, und der unendlichen Mischungen von Schatten und Licht so in Worten zu mahlen, daß dadurch dem Hörer oder Leser vollständige, oder befriedigende Bilder mitgetheilt würden. Ich schätze mich unterdessen glücklich, daß ich die schönsten Gegenden meines Deutschen Vaterlandes, einige wenige ausgenommen, allmählig habe besuchen, und vergleichen können.

Nachtrag

aus einigen spätern Briefen ausgezogen.

Sie wünschen, werthester Freund, von mir noch eine Beschreibung der Gärten in Nymphenburg und Schwezingen, und eine Vergleichung dieser Gärten mit denen um Wien zu erhalten. Ich meldete Ihnen aber schon in einem meiner vorigen Briefe, daß ich mich unfähig fühle, viele ähnliche Natur-Scenen auf eine solche Art zu schildern, daß das Eigenthümliche einer jeden herausgehoben, und vollständig dargestellt würde. Ich gebe Ihnen daher statt ausführlicher Beschreibungen meine kurz zusammengefaßten Urtheile, oder die Resultate meiner Beobachtungen. Auf ein solches Urtheil müste ich mich bey dem Nymphenburger Garten in jedem Fall einschränken, da ich die Blätter, auf welche ich meine Wahrnehmungen über diesen Garten hingeschrieben hatte, nicht wieder finden kann.

Der Nymphenburger Sommerpallast ist, so viel ich davon verstehe, ein großes, aber unförmliches Ganzes, dessen sehr ungleiche Theile zu verschiedenen Zeiten, und nach verschiedenen

Planen aufgeführt worden sind. Auch in dem Innern des Pallastes fand ich weder große Altbairische Pracht, noch auch neuere gefällige Zierlichkeit. Ungeachtet Nymphenburg in der unabsehlichen fast wagrechten Fläche von Niederbaiern liegt; so hat doch der Garten einen größern Reichthum von lebendigen und hellem Wasser, als irgend ein Garten um Wien. Diesen Ueberfluß von schönem Wasser hat man aber nicht bloß in prächtige Bassins gesammelt: nicht bloß in schiffbare Canäle zusammengedrängt, oder zu glänzenden Cascaden angewendet; sondern man hat ihn auch fast durch alle Gänge und Winkel des Gartens geleitet, in denen aus unzähligen kleineren oder größeren Röhren Wasser hervorbringt, und wenn auch nach verschiedenen Richtungen, doch immer durch sein Steigen und Fallen einförmige Halbzirkel bildet. Dies Spielwerk mit springenden Wassern, die wie Hecken, oder Alleen von Wasserbögen aussehen, ist wahrscheinlich nirgends so sehr, als in Nymphenburg übertrieben worden. Selbst die Wasserfälle und Canäle würden dem Freunde der Natur besser gefallen, wenn sie weniger künstlich, und kostbar, oder die Kunst und Kostbarkeit derselben weniger hervorstechend wären. Wer große oder schöne Wasserfälle in der Schweiz,

oder andern gebirgigen Gegenden gesehen hat, kann sich schwerlich an solchen künstlichen Cascaden ergötzen, dergleichen der Garten in Nymphenburg enthält; und wenn die Stuffen solcher Cascaden auch noch so breit und regelmäßig geordnet, oder aus dem seltensten Marmor erbaut wären. Bey dem anscheinenden Reichthum von lebendigem Wasser ist doch nicht genug da, um alle Canäle damit gehörig zu versorgen. Wenn also der Hof vor mahls eine Wasserfahrt anstellen wollte; so musten erst mit großen Zurüstungen, und mit Hülfe von Schleusen die Canäle angefüllt werden. In einer solchen Fläche, als in welcher Nymphenburg liegt, kann man keine andere Gesichtspuncte verschaffen, als Kirchthürme, einzelne Bäume, und Oerter; und diese sind im Nymphenburger Garten sehr gut benutzt. Die Alleen in Nymphenburg sind viel weniger breit, die Bäume nicht so hoch und belaubt, und beyde weniger gut erhalten, als Schönbrunn. In dem Gehölze, oder Buschwe , das man an der einen Seite des Gartens angelegt, oder übrig gelassen hat, kam es mir so feucht vor, daß ich nicht lange darin bleiben mochte. Vor dem Nymphenburger Schlosse ist ein Jägerhaus mit einer eingezäunten Wildbahn. Die Hirsche und Rehe in diesem Parc sind eben so zahm, als im

Prater bei Wien, womit der Parc auch sonst einige Aehnlichkeit hat.

In Schwezingen war ich dreimahl, und die beyden letzten Mahle, da ich aus der Schweiz zurück kam. Ich führe dieß mit Fleiß an, weil ich glaube, daß der Schwezinger Garten einem Jeden, der aus der Schweiz kommt, weniger gefallen muß, als Anderen, die nicht so frisch von der Beobachtung der großen Natur sind. Die Gegend um Schwezingen war so flach, so wasserarm, und öde, daß man der Natur die gröste Gewalt anthun muste, um nur das herauszubringen, was der Schwezinger Garten enthält. Alleen und Laubholz sind in Schwezingen zwar nicht so schön, als in Schönbrunn, aber viel schöner als in Nymphenburg. An Wasser hingegen, und allen Verschönerungen, die reines und lebendiges Wasser erfordern, bleibt Schwezingen sehr weit hinter Nymphenburg zurück. Die Cascaden sind unbedeutend. Die Bassins sind mit Moos angefüllt, und in den Canälen bewegt sich ein schmutziges und trauriges Wasser so langsam, daß es fast zu stehen scheint. Die Ruinen täuschten mich keinen Augenblick. Täuschender ist eine perspectivisch gemahlte Wand, die man aus dem Tempel des Apollo sieht, und die sogenannte Türkische Partie, die im J. 1788

noch nicht ganz fertig war. Wenn ich recht gesehen habe, so waren an der Hauptmoschee Griechische Säulen angebracht. Die Statüen im Garten sind höchstens mittelmäßig; desto geschmackvoller ist das Badehaus, das ich allen andern mir bekannten, und selbst dem viel prächtigeren in der Au in Cassel vorziehe: ein Urtheil, das ich auch von andern Reisenden habe bestätigen hören. Die weiteste Aussicht im Schwezinger Garten hat man von den Ruinen, wo man mehrere Städte, vorzüglich Heidelberg erblickt. Diese Blicke erfreuen aber nicht so sehr, als die Aussichten auf die traurigen den Garten begränzenden Heiden niederschlagen. Der Schwezinger Garten soll einen Flächenraum von 600 Morgen Landes haben. Der gröste Theil desselben bestand vormahls aus Wiesen und Äckerfeld, die man, wie ich das erste Mahl hörte, den Besitzern auch ohne ihre Einwilligung nahm, und ihnen für einen jeden Morgen drey Morgen unbebautes Land anwies.

III.

Bemerkungen und Fragen über die Cultur und den Anblick einiger Gegenden in Nieder-Sachsen, Hessen, Franken und Thüringen.

Im ganzen nördlichen Deutschlande giebt es keine Provinz, die so reich an mahlerischen Gegenden wäre, als Hessen. Man mag dieses Land von Cassel nach Frankfurth, oder nach Fulda, oder nach Eisenach durchreisen; so trifft man meistens weder zu enge, noch zu weitläuftige, weder zu beschränkte, noch zu unermeßliche und ermüdende Thäler an, in welchen lachende Wiesen, uud fruchtbare Fluren mit einander abwechseln: die von waldigen schön gewölbten Bergen eingeschlossen: und entweder von kleinen Flüssen, oder klaren, von allen Höhen herabrauschenden Bächen durchschnitten sind. Schon mehrer Reisende stimmten darin überein, daß

sie nach ihrer Rückkunft aus der Schweiz zwischen Basel und Frankfurt keine Landschaften angetroffen hätten, die den Schweizerischen so ähnlich gewesen wären, als die Gegenden zwischen Friedberg und Marburg, fast bis Holzdorf hin. Der frohe Anblick dieser reitzenden Natur wird zwar an manchen Orten in Ober-Hessen durch die Armseligkeit der Dörfer und ihrer Bewohner gestört; allein man sieht doch an solchen Flecken, deren Bebauer am wenigsten glücklich scheinen, häufige Spuren der den Hessen eigenthümlichen Industrie, vermöge deren sie nicht nur ihre Gärten, sondern auch die öffentlichen Wege mit Fruchtbäumen bepflanzen. In ganz Hessen, so weit ich es kenne, offenbart sich nirgends ein so allgemeiner Wohlstand, als in dem Theile, in welchem ich es am wenigsten erwartet hätte: nämlich in dem Striche zwischen Cassel und Bach. Die Dörfer und Flecken sind zwar nicht zahlreich, und dieß scheint die Natur des Erdreichs nicht zu leiden; allein die Oerter, durch welche man kommt, sind fast alle schön gebaut, die Häuser neu, und geräumig, oft auf Fundamenten von Quadern ruhend, und so gar sind hin und wieder die Gärten des Landmanns mit steinernen Mauern eingefaßt. Woher kömmt es, daß gerade der Theil von Hessen, durch welchen die große Straße von Frankfurt auf Hannover,

Bremen, Hamburg u. s. w. geht, (wenn anders der Schein nicht trügt) weniger wohlhabende und glückliche Einwohner nährt, als der Abschnitt zwischen Cassel und Bach, der nicht so sehr befahren und besucht wird, als der erstere?

So bald man aus Hessen in das Fuldaische Gebiet kömmt; so kann man nicht umhin, die unverwüstliche aus lauter Basalten gebaute Chaussee zu bewundern: man kann nicht umhin, sich über die größere Reinlichkeit und bessere Bewirthung in den Wirthshäusern auch an kleinen Orten zu freuen; allein zugleich ist es auffallend, daß die Natur sowohl, als die Menschen, und ihre Sprache hier eine andere Gestalt gewinnen. Auf dem Wege zwischen Bach und Hamelburg fährt man bisweilen Stundenlang, nicht nur ohne Dörfer, sondern auch ohne Menschen zu entdecken. Die seltenen Dörfer bestehen aus wenigen, kleinen, und elenden Häusern, die das Ansehen von verlassenen, oder ausgestorbenen Wohnungen haben, solch' eine Todtenstille herrscht darin. Das Landvolk ist kleiner, und kümmerlicher, als in Hessen, wo beyde Geschlechter auf dem Lande zwar auch nicht schön, die Männer aber doch im Durchschnitt groß, und starkgliederigt sind, und den Ausdruck ächter Deutscher Redlichkeit, und der den Nachkommen der alten Catten eigenen Kraft und Mannheit un-

ver-

verkennbar im Gesichte tragen. Selbst die Waldungen sind viel mehr verödet, als im Hessischen, wo man auf das sorgfältigste nachpflanzt. Uebrigens habe ich in keinem katholischen Lande weniger Crucifixe und Bilderstöcke, und gegen diejenigen, welche die Frömmigkeit der Vorfahren errichtet hat, weniger sichtbare Ehrfurcht wahrgenommen, als im Fuldaischen. Gleich im Wirzburgischen sind beide viel häufiger, und neuer, indem man kaum einen beträchtlichen Weinberg am Main hinauf antrifft, der nicht von einem neugeschaffenen, oder neuverzierten Patron beschützt würde. Liegt der Grund dieses Unterschiedes in dem kleinern oder größern Maaße von Religiosität der Einwohner der Stifter Fulda und Wirzburg, oder nur in der Armuth der einen, und der Wohlhabenheit der andern, wie eine geistreiche Person in Wirzburg mir versichern wollte? Diese nämlich behauptete, daß die Bilder der Heiligen auf Feldern und in Weinbergen weniger Denkmähler der Andacht, als der Eitelkeit der Landleute seyen, die sich durch die Schönheit ihrer Patronen eben so sehr, als durch die Größe ihrer Häuser, und den Anbau ihrer Felder, und Weinberge zu übertreffen suchten. Viel wichtiger ist eine andere Frage: warum das Fuldaische Land weniger bevölkert und angebaut ist, oder wenigstens scheint, als das benachbarte

Hessen? Ist der Boden noch undankbarer, als in Hessen, und wenn dieses ist, warum schlug der heilige Bonifacius seinen Wohnsitz in Einer der traurigsten und unergiebigsten Gegenden unsers Vaterlandes auf?

Wenn man durch das Fuldaische reist; so wird das Gemüth unvermerkt der Natur gleich gestimmt. Man versinkt in eine Stille, oder in einen Trübsinn, aus welchem man weder innern Trieb fühlt, noch äußere Veranlassungen hat, sich herauszureissen. So bald man aber die Wirzburgische Gränze, und besonders die glücklichen Ufer des Mains erreicht; so erweitert und hebt sich die Seele mit der Schönheit, und dem Gewühl der Landschaft, die man vor sich sieht. Die Fahrt von Carlstadt nach Wirzburg ist immer Eine der angenehmsten, die man in Deutschland machen kann: sie wird aber noch angenehmer, wenn man aus dem einförmigen, und unbelebten Stifte Fulda kommt. Auf diesem Wege (der zwar noch nicht gemacht, aber doch viel leidlicher ist, als die letzte Hälfte der Station zwischen Brückenau und Hamelburg) liegen gut gebaute Dörfer und Flecken in gedrängter Reihe hintereinander. Zur Linken hat man bald ganz nahe, bald etwas entfernter eine ununterbrochene Kette von Weinbergen, und rechts fließt der sanfte wohlthätige Main, der das gesegnete Fran-

ken mit Frankfurt und allen den Städten und Ländern verknüpft, womit diese reiche Handelsstadt in Verbindung steht. An dem entgegengesetzten Ufer heben sich vorzüglich die Thürme, und Kirchen der reichen oder weitläuftigen Clöster hervor, die zum Theil mit ihren Gärten, oder Mauern den Main begränzen, und von welchen es mich wunderte, daß ihre Stifter sie nicht an dem fruchtbarern Ufer des Mains gegründet haben. In Franken, wie in allen übrigen Ländern, sind im Ganzen genommen die von Winzern, oder wie man in Franken sagt, von Heckern bewohnten Dörfer weniger wohlhabend, als die Dörfer und Flecken in den fruchtbarsten Getraideauen. Allein man nannte, und zeigte mir doch in dieser Gegend einen Flecken von Winzern, in welchem vor wenigen Jahren zweihundert und siebenzig Hausväter wohnten, und dreytausend Fuder Wein lagen: ein Reichthum, den man in und außer Deutschland in Weingegenden nur selten wieder finden wird!

Der Landmann hat sich auch im Stifte Wirzburg seit Menschendenken außerordentlich gehoben. Ein zuverlässiger Mann von mittleren Jahren, der das Land so genau, als irgend ein Anderer kennt, versicherte mir, daß er sich noch sehr zu gut erinnern wisse, daß die

Wirzburgischen Bauern in kleinen niedrigen Hütten gewohnt, die nur Eine Stube mit einem runden Scheibchen gehabt hätten. Jetzt hingegen hat ein Wirzburgisches Bauernhaus gewöhnlich drey, oder noch mehrere Zimmer: eins zum Wohnen, ein anderes zum Schlafen, und ein drittes, oder noch mehrere für Kranke und Gäste. In den ergiebigeren Fruchtgegenden sind Bauern, die 20, 30 und mehrere tausend Gulden besitzen, gar nicht selten: und dieser Wohlstand des Landmanns hat nicht nur die Dörfer verschönert, und den Acker- und Weinbau verbessert; sondern auch die Zucht von Obstbäumen in den letzteren Jahren beträchtlich erweitert. Unter andern liegt Veitshöchheim gegen über an der entgegengesetzten Seite des Mains, ein Dorf, das jährlich wenigstens für 6000 Gulden Kirschen verkauft. In eben dieser Gegend findet sich ein Berg, der noch vor funfzehn Jahren so öde war, daß man die Aecker an demselben kaum umsonst, oder für einen, oder einige Gulden annehmen wollte. Jetzt hingegen ist eben dieser vormahls fast ungenutzte Berg durch die Anpflanzung von Kirschbäumen so einträglich geworden, daß man einen Acker, oder einen Viertelmorgen für 136 Gulden verkauft hat. Die Wichtigkeit des Obstbaus im Stifte Wirzburg kann man allein daraus abnehmen, daß ein ein-

ziger Kaufmann in Wirzburg im Jahre 1783 vier tausend Centner getrockneter Zwetschen einkaufte, und gröstentheils außer Landes schickte.

Bey dieser Wohlhabenheit des Landmanns, und der Vortrefflichkeit aller Nahrungsmittel in Franken, ist es in der That zu verwundern, daß der Landmann, und auch die niedrigeren Menschenclassen in den Städten nicht schöner und wohlgebildeter sind. In Weibern habe ich nur einigemahl das frische Colorit, die edele ovale Gesichtsbildung, die feine oder bedeutende Nase, und den schlanken Wuchs gesehen, die in Ober- und Niedersachsen so häufig sind; und eben so selten sind mir in Männern die braune männliche Farbe, die lockigen Haare, die breite Brust, die vollen und musculösen Beine vorgekommen, die man in viel weniger reichen, und glücklichen Gegenden unsers Vaterlandes so häufig antrifft. Diese cörperlichen Unterschiede der Einwohner des Stifts Wirzburg, und anderer Deutschen Provinzen sind mir am meisten bey der Vergleichung der Wirzburgischen Soldaten mit den Hannöverischen, Hessischen, Preussischen u. s. w. aufgefallen. Die Ersteren sind im Durchschnitt eben so groß, als die Letzteren. Sie scheinen aber viel weniger gesund, stark, und dauerhaft zu seyn. Auch in Franken behauptet man, daß die Weinbauer, so wie sie stärker arbeiten, und besser essen

und trinken, also auch muthiger, kraftvoller, schöner, und aufgeweckter seyen, als die Ackerleute.

Fruchtbarkeit und Bevölkerung des Landes nehmen sichtbar ab, so wie man sich den Meinungschen Gränzen nähert; und auf den letzten Meilen der schönen Wirzburgischen Chaussee sieht man hin und wieder nahe am Wege traurige Reste von Tannenwäldern, und dürren Haiden, oder Haide ähnlichen Gegenden. Recht romantisch sind die Landschaften um das alte Bergschloß Henneberg, sowohl an dem Fuße desselben, als wenn man hinter diesem Schlosse den hohen Berg hinauffährt, an welchem Meinungen einen wenigstens erträglichen Weg hat bauen lassen. So bald man aber die freye Aussicht in das tiefe und weite Thal zur Rechten verliert; so kommt man in einen Stundenlangen fürchterlich einsamen Tannenwald, wo uns kein einziges Fuhrwerk, nicht einmahl ein einzelner Wanderer begegnete. Die Fahrt durch diesen Tannenwald erregte in uns ein ungünstiges Vorurtheil für den Anbau des Meinungischen Landes, das aber am folgenden Tage auf die angenehmste und überraschendeste Art widerlegt wurde. Zwischen Meinungen und Barchfeld ist zwar der Weg größtentheils so schlecht, und von so tiefen fast unergründlichen Gleisen durchschnitten, als ich zu andern Zeiten zwischen Frankfurt und Marburg,

oder zwischen Wirzburg und Nürnberg gefunden habe; allein kaum weiß ich in Deutschland eine andere ähnliche drey Meilen lange Strecke, wo so viele, und so schöne Dörfer, und Flecken so schnell auf einander folgten. Hin und wieder glaubte ich mich in die berühmten Gebirge von Neuchatel versetzt. Zwar sind die Häuser in den Meinungschen Dörfern und Flecken nicht so groß, als in Locle, oder La Chaud de Fonds; allein sie sind meistens, wie in diesen reichen Oertern, nach der Schnur gebaut: auch sind sie eben so reinlich, eben so sorgfältig mit Kalk überstrichen, und haben eben das Ansehn von Neuheit, was die Dörfer im Neuenburgischen haben. Ich konnte mich zu wenig aufhalten, als daß ich die Ursachen dieser außerordentlichen Schönheit der Meinungschen Dörfer hätte erfragen können. Es kam mir aber nicht unwahrscheinlich vor, daß der Tabacksbau vielleicht die Hauptquelle des augenscheinlichen Wohlstandes des Meinungschen Landmanns sey. Denn in ganz Deutschland habe ich nicht so große Tabacksfelder, und alle Dörfer so dicht mit Tabacksblättern bedeckt gesehen, als im Meinungschen, besonders auf den letzten anderthalb Meilen nach Barchfeld hin.

Die Eisenachschen Dörfer sind in Rücksicht auf die Bauart, die Reinlichkeit, und Neuheit der Häuser eben so weit hinter den Meinung-

schen, als die Stadt Meinungen hinter dem netten, saubern, offenen, und schön gebauten Eisenach zurückbleibt. Die Eisenachschen Dörfer aber übertreffen die benachbarten Hessischen an sichtbaren Merkmahlen des Wohlstandes der Einwohner eben so sehr, als diese wiederum den Hannöverischen vorgehen, die man auf dem Wege von Cassel nach Göttingen antrifft. Die Häuser, oder vielmehr die Hütten in diesen Dörfern sind meistens nur mit Stroh, und bisweilen nicht einmahl ganz mit Stroh gedeckt. In Manchen sind die Wände eingefallen, oder auch nicht ausgemauert worden; und noch viel häufiger sind die zerbrochenen Fensterscheiben mit schmutzigen Lumpen, oder Papier ausgestopft. Worin soll man den Grund suchen, daß so viele von unsern Gränzdörfern weniger wohlhabend, als die Preußischen, oder Hessischen sind? Etwa in der geringern Fruchtbarkeit des Bodens, oder in einer größern Trägheit unsers Landmanns, oder in dem Kopfgelde, wo der ärmste Tagelöhner eben so viel für seinen Kopf zahlen muß, als der reichste Edelmann, der sich sonst in keinem andern Stück mit seinem Arbeiter gleich schätzen läßt, oder überhaupt in der Größe der Abgaben, der Aemter, und Amtleute?

IV.

Einige Nachrichten über den Weinbau am Rhein, und in Franken.

Im Jahre 1787 geschrieben.

Da ich überzeugt bin, daß die Meisten meiner Leser von dem so wichtigen Weinbau am Rhein, und in Franken noch viel weniger wissen, als ich, und daß selbst das Wenige, was ich weiß, den meisten nicht uninteressant seyn werde; so will ich die Bemerkungen, die ich auf verschiedenen Reisen in diese fruchtbaren Gegenden gesammelt habe, kurz zusammentragen. So unvollständig meine Nachrichten auch seyn mögen; so werden sie doch gewiß einen Jeden überzeugen, daß der Weinbau nirgends so vollkommen sey, und so kunstmäßig getrieben werde, als in unserm Vaterlande: daß man den Boden bey keiner andern Art von Cultur (etwa die von kostbaren Blumen ausgenommen) in einem solchen Grade nutzen könne, als beym Weinbau in gut

gelegenen Gegenden: und daß endlich die Verschiedenheit des Erdreichs und der Lagen, und ihre Wirkungen unendlich größer seyen, als man anderswo zu beobachten Gelegenheit, oder Ursache hat.

Ungeachtet die Stadt Hochheim mit ihren Rebhügeln nicht in dem eigentlichen Rheingau, dem Vaterlande der ächten Rheinweine liegt; so werden doch die Hochheimer Weine, wegen ihrer Vortrefflichkeit und Verwandschaft mit den Producten des Rheingaus, zu den Rheinweinen, und und zwar zu den köstlichsten Arten derselben gerechnet. Den Ertrag aller Weinberge um Hochheim kann man einigermaaßen daraus abnehmen, daß der Weinzehent, den das Domcapitel zieht, in schlechten Jahren zwölf, in andern acht und zwanzig, und in den besten, vier und vierzig Stückfässer Wein beträgt, jedes Stückfaß zu 7½ Ohm gerechnet. Diese Zahlen, zehnmahl genommen, würden die Quantität aller Weine, die in schlechten mittelmäßigen, und guten Jahren um Hochheim erzielt werden, genau angeben, wenn es nicht mehrere Zehntfreye Weinberge gäbe, um welcher willen man etwas mehr, als den zehnfachen Zehnten für die Summe des ganzen Hochheimer Herbstes annehmen muß. Um den Credit der Hochheimer Weine zu erhalten, hat man das weise Gesetz gegeben, daß keine andere

Rheinweine in Hochheim eingeführt werden, damit nicht der geringste Verdacht von Mischung, und Verfälschung entstehe. Die Preise der Weinberge sind hier, wie anderswo, sehr verschieden. Von einigen wird der Morgen um zweyhundert, von andern um sechshundert Gulden verkauft.

Von allen andern Weinbergen um Hochheim unterscheidet sich derjenige, der zur Domdechaney in Mainz gehört, und ganz allein die sogenannte Hochheimer Blume trägt. Dieser Weinberg enthält ohngefähr 8 Morgen, jeden zu 160 Ruthen, und die Ruthe zu 16 Rheinländischen Schuhen gerechnet. Jeder Morgen trägt 4000 Stöcke: jeden Stock schätzt man auf einen Ducaten: und wenn also der domdechantische Weinberg verkäuflich wäre; so würde jeder Morgen zu 4000 Ducaten angeschlagen werden. Einen gleichen Preis nimmt man für die besten Weinberge am Johannisberg, und bey Rüdesheim an. So ungeheuer dieser Preis auch scheinen mag; so wird man doch bald aufhören, sich darüber zu verwundern, wenn man liest, daß der domdechantische Weinberg jährlich 3, 5, 7, 9 bis 12 Stückfässer Wein trägt, und daß jedes Stückfaß, oft schon von der Kelter, im Durchschnitt für 1000 Gulden oder 200 Ducaten verkauft werden kann. Acht Morgen können also in einem einzigen guten Jahre bis 12000 Gulden eintragen!

Die außerordentliche Vortrefflichkeit der Hochheimer Blume hängt von mehreren Ursachen ab, unter welchen die Lage des Weinbergs die vornehmste zu seyn scheint. Der Weinberg liegt nämlich nicht nur den ganzen Tag der Sonne zugekehrt, sondern wird auch durch die Domdechaney, und die Stadt, die er hinter sich hat, gegen die rauhen Nordwinde geschützt. Die Wärme in diesem Weinberge ist so merklich größer, als in den benachbarten, daß ich das erste Mahl, da ich ihn betrat, und gar nicht wuste, daß ich schon darin wäre, die auffallend größere Hitze in demselben wahrnahm, und auf einmahl in ein ganz anderes Klima versetzt zu seyn glaubte. Zu den großen Vortheilen seiner Lage gehört auch dieser, daß um denselben ein Bach wegfließt, der aus der Stadt herabkommt, und nach jedem starken Regen die fetteste Jauche aus den Mistpfützen der Hochheimer bei sich führt, wodurch der Weinberg in trockenen Jahren nicht nur gewässert, sondern auch gedüngt wird.

Eine andere Hauptursache der ungewöhnlichen Vortrefflichkeit des Weins, der hier gezogen wird, ist die große Sorgfalt, womit er gebaut, und erhalten wird. Auf die Cultur desselben werden jährlich 600 Gulden verwandt, da andere Weinberge von gleicher Größe nur dreyhundert, höchstens vierhundert kosten. Das

Erdreich ist so fein, und locker, daß man, wenn man darauf tritt, fast eben so tief wie in Mistbeete einsinkt. Die Stöcke sind in den regelmäßigsten Reihen, und jeder Stock von dem andern in einer Entfernung von viertehalb Fuß gepflanzt. Im ganzen Weinberge sieht man weder wucherndes Unkraut, noch auch Gemüse, oder Obstbäume, die allemahl den Weinstöcken schaden. Damit auch in nassen Jahren die Weinstöcke nicht ertrinken; so ist der ganze Berg gleichsam unterminirt, und mit vielen Hunderten von hölzernen Röhren unterlegt, wodurch der schädliche Zufluß von Feuchtigkeiten abgeleitet wird. Die höchste Vollkommenheit hat der Weinberg erst durch den gegenwärtigen Winzer erlangt, der für seine Aufsicht und Arbeit monathlich zwölf Gulden, und ein Malter Korn erhält. Die Winzerinnen, die während unsrer Anwesenheit Trauben lasen, empfingen täglich nur vierzehn Creutzer, und noch dazu ohne Essen, aber doch mit der Erlaubniß, so viel Trauben zu genießen, als sie wollten. Dieser berühmte Weinberg, den man einen der schönsten Gärten des Deutschen Weingotts nennen kann, wurde erst vor siebenzig Jahren angelegt.

Außer der Lage, und der sorgfältigen Bearbeitung ist wahrscheinlich der Boden selbst, und die eigenthümliche Mischung, und Beschaffen-

heit der obersten Erdarten eine dritte wichtige Ursache der ausgezeichneten Güte der Hochheimer Blume. Zu unterst sollen Kohlenschichten, über diesen Thon, und auf diesem erst die fruchtbare Erde liegen. So beschränkt der Weinberg ist; so ist doch die Verschiedenheit der Lage, des Erdreiches, und der Stöcke in den verschiedenen Theilen desselben so groß, daß von dem Wein, der an gewissen Stellen gewonnen wird, das Stückfaß nur auf 600, und von dem an andern Stellen auf 14 bis 1600 geschätzt wird. Nach dieser Verschiedenheit des Gewächses werden auch die Trauben gelesen und ausgepreßt; und wegen eben dieser verschiedenen Güte des Weins, der in demselbigen Jahre gezogen wird, werden aus der Domdechanei selten einzelne Stückfäßer, sondern gewöhnlich ganze Jahrgänge verkauft, indem die Käufer, wenn ein Jahrgang zerstückelt wäre, für den Rest weniger, als sonst bieten würden, aus Furcht, daß gerade die besten Fäßser verkauft seyn möchten. Man braucht gar kein Weinkenner zu seyn, um die Verschiedenheiten der Hochheimer Blume von verschiedenen Jahren, und auch von demselbigen Jahre, aber aus verschiedenen Fässern wahrzunehmen. Der Geschmack dieser Weine, die entweder in verschiedenen Jahren auf denselben Stellen, oder in demselbigen Jahre an benachbarten Plätzen ge-

wachsen sind, ist so sehr von einander abweichend, daß man sie für Producte ganz verschiedener Berge, oder Länder halten sollte. Ueberhaupt aber scheint es, als wenn der göttliche Segen in vollem Maaße nur über den geistlichen Weinberg ausgeschüttet worden sey; denn alle Weinberge, die zu beyden Seiten, und unter dem domdechantischen liegen, können mit diesem in Rücksicht auf Güte gar nicht verglichen werden. Von gleicher Vortrefflichkeit sind die Weine von der ersten Güte, die bey Rüdesheim, und am Johannisberge wachsen. Die besten Lagen an diesem letztern Berge gehören, wie bekannt, dem Stifte Fulda, das hundert und zwanzig Morgen Weinberge besitzt, die in guten Jahren eben so viel, oder noch mehr Stückfäßer Wein tragen. Als eine Seltenheit macht man es Fremde bemerken, daß ein Theil der Johannisberger Weine über den Gewölben des Kellers wachsen, in welchen sie nachher aufbewahrt werden.

Der Johannisberg, und der zur Domdechaney gehörige Weinberg in Hochheim, sind nicht nur die ersten Weinberge des Rheingaus in Rücksicht auf die Vortrefflichkeit der Weine, die sie hervorbringen, sondern auch in Ansehung der Aussichten, die sie gewähren. Wenn man auf dem Balcon des Schlosses auf dem Johannisberge steht; so übersieht man den ganzen Rheingau, rechts bis Bingen hinunter, und links bis

nach Biberich hinauf. Zugleich hat man das entgegengesetzte Ufer vor sich, an welchem vorzüglich Ingelheim, wo Carl der Große zu wohnen pflegte, das Auge auf sich zieht. So reich und ausgebreitet aber diese Landschaft ist; so würde sie doch von denen am Boden- und Genfer-See in aller Rücksicht sowohl durch die Größe und Mannichfaltigkeit, als durch die Schönheit der Gegenstände übertroffen werden, wenn sie nicht von dem hellsten, und reitzendsten aller großen Deutschen Flüsse durchströmt würde. So weit ich den Rhein gesehen habe, von seinem Ausflusse aus dem Boden-See an bis nach Cöln hinab, ist er nirgends so schön, als zwischen Mainz und Johannisberg. Er windet sich in mahlerischen Krümmungen, und mit majestätischer Stille und Langsamkeit zwischen seinen Ufern durch, als wenn es ihm Mühe kostete, diese gesegneten Gegenden zu verlassen. Aus seinem Bette heben sich hinter einander in der entzückendsten Perspective kleine grünende, und mit Wäldern besetzte Auen, oder Inseln hervor, die, wie ein Diadem um sein königliches Haupt gewunden zu sein scheinen. Seine sanften, und leicht bewegten Wellen locken entweder durch einen milden zitternden Schimmer das Auge unwiderstehlich an sich, oder blenden es auch durch feurige Lichtströme, deren Glanz man nur einen

Augenblick ertragen kann, und doch immer von neuem anzustaunen versucht wird.

In Hochheim kann es kaum einen glücklicheren Standpunct geben, als auf dem Saale der Domdechaney. Aus den Fenstern dieses Zimmers sieht man unter sich die schönen Rebhügel bis an dem Main hinab; jenseits die ganze Fläche des Darmstädtischen Gebiets bis an den Melibocus hin; rechts die Vereinigung des Mains mit dem Rhein: und an diesen Flüssen Kostheim und Mainz, und jenseits des Rheins die rebenreichen Gebirge bis Oppenheim hinauf. Einen großen Theil dieser Aussicht behält man selbst alsdann, wenn man mitten in dem Saale am Tische sitzt, wo man den Lauf der einander zueilenden, und von der Sonne erleuchteten Ströme sehr deutlich wahrnehmen kann. Kaum habe ich je ein hinreissenderes Schauspiel gesehen, und eine angenehmere Täuschung erfahren, als diejenige war, welche mir der Rhein einigemahl in, und bey Hochheim gewährt hat. Weil man den von der Sonne erleuchteten Rhein in außerordentlicher Ferne hervorkommen sieht; so scheint es, als wenn er sich in unerreichbarer Ferne von einer steilen Höhe herabwälzte, oder als wenn seine silbernen Gewässer unmittelbar aus dem Himmel herabgegossen würden. Alle diese Freuden, welche die herrliche Natur, und

welche Freundschaft mir und meiner Reisegesellschaft verschafften, verdankten wir der unverdienten Güte des Herrn Domdechanten von Mainz, eines der aufgeklärtesten Edeln unsers Vaterlandes, der auch abwesend uns erlaubte, in seinem Hause zu Hochheim die Weinlese zu feiern, und der uns von Einem meiner ältesten Mainzischen Freunde auf eine seiner Gastfreundlichkeit würdige Art empfangen ließ.

Der Weinbau in Franken, und die verschiedenen Arten vortreflicher Frankenweine sind noch viel weniger bekannt, als die Rheinischen; und darüber kann man den Franken mit Recht Vorwürfe machen. Bis aber ein sachverständiger Kenner sich entschließt, das Publicum genauer zu unterrichten, mögen meine Leser sich mit dem begnügen, was ein reisender Nichtkenner beyläufig gehört hat.

Wenn man sich die unermeßlichen Ketten von Weinbergen vorstellt, von denen Wirzburg umringt ist, und die sich viele Meilen lang sowohl den Main hinauf, als hinab ziehen; so sollte man glauben, daß Franken allein ganz Deutschland mit Wein versehen könnte, und man begreift kaum, wo alle die Weine die hier gebaut werden, Absatz finden. Man klagt aber auch hier, wie am Rhein, und in Schwaben, daß der Absatz des Weins mit jedem Jahre

abnehme, und daß die großen Weinlager, an welche hier, wie in andern Weinländern, die reicheren Familien einen beträchtlichen Theil ihrer Capitalien anlegen, ihren Besitzern sehr zur Last, und äußerst nachtheilig würden. Man rechnet, daß allein in der Stadt Wirzburg, und der dazu gehörigen Feldmark 200000 Fuder Wein liegen, jedes Fuder zu 6 Ohm gerechnet.

Den ersten und stärksten Stoß erhielt der Fränkische Weinhandel, wie ein sehr verständiger Mann mir sagte, durch den Frieden im J. 1748, wo die Franzosen die Zölle von gewissen Holländischen Waaren aufhoben, oder verminderten, damit die Holländer ein Gleiches gegen die Französischen Weine thun möchten. Von dieser Zeit an hörte die Ausfuhr Fränkischer Weine nach Holland ganz, oder gröstentheils auf, wohin sonst ein großer Absatz davon gewesen war.

Nicht minder nachtheilig war dem Fränkischen Weinhandel eine Verordnung des jetzt regierenden Churfürsten von Baiern, wodurch er die Einfuhr der Fränkischen Weine untersagte, damit die Pfälzischen Weine einen freyen Markt in Baiern finden möchten. Gegenwärtig werden die Frankenweine unter ihrem Nahmen theils in diejenigen Gegenden von Franken, die gar keinen, oder keinen beträchtlichen

Weinbau haben, wie nach Nürnberg, und in das Anspachische und Baireuthische, am meisten aber in das Fuldaische, und Hessische, nach Sachsen und Thüriugen ausgeführt. Der ganze Absatz in die eben genannten Länder würde vielleicht nicht die Hälfte, oder den dritten Theil der Frankenweine wegnehmen, wenn nicht die Weinhändler in Frankfurt, und andern Städten am Rheine sich derselben erbarmten, und die Frankenweine entweder geradezu unter dem Nahmen der Rheinweine verkauften, oder sie dazu brauchten, den jungen und herben Rheinweinen ihre unangenehme Säure zu nehmen. Ich habe dieses in Franken sowohl, als am Rheine von zu vielen, und zuverlässigen Leuten gehört, als daß ich daran zweifeln könnte. Wenn die Franken sich so viele Mühe gegeben hätten, ihre Weine anzupreisen, als die Rheinländer; so würden die vielen vortrefflichen Fränkischen Weine nicht nöthig haben, sich hinter einen fremden Nahmen zu verstecken, um Käufer zu finden.

Die besten Frankenweine wachsen alle an den Weinbergen, womit Wirzburg umringt ist. Im dreyzehnten Jahrhundert waren, wenn ich mich anders einer Nachricht der Wirzburgischen Chronick recht erinnere, nur 2000 Morgen Weinberge in der Wirzburger Mark angebaut. Jetzt

hingegen werden die Wirzburger Weinberge von einigen auf 10000, von andern auf 20000, und noch von andern auf 30000, am richtigsten, wie ich glaube, auf die Mittlere dieser Zahlen geschätzt. Ich habe selbst Jemanden gesprochen, der einen alten Mann kannte, welcher noch ganz gut wuste, daß am Stein, oder auf dem Steinberge Tannen standen: und die ganze Leiste ist erst angelegt, seitdem die gegenwärtigen Festungswerke am Schlosse, oder der sogenannten Festung erbaut worden sind. Ein Morgen Weinberg wird in Franken gewöhnlich nach der Zahl von Stöcken geschätzt, die von 1600 bis zu 2000, oder 2400 hinaufsteigen. Nach dem Flächeninhalt angeschlagen, beträgt ein Morgen im Durchschnitt 160 Ruthen, jede Ruthe zu 12 Fuß gerechnet. Die Preise der Weinberge sind zwar in ganz Franken gefallen, weil der Absatz der Weine abgenommen hat, und die Preise derselben um ein Drittel gesunken sind; allein am meisten haben sie um Wirzburg verloren: so, daß ein Morgen, der in Veitshöchheim für 500 Gulden verkauft werden würde, um Wirzburg für hundert Gulden weggeschlagen wird. Der Grund davon liegt darin, daß die Weinberge um Veitshöchheim von ihren Besitzern selbst, oder doch unter ihrer beständigen Aufsicht gebaut werden, da die Weinberge um Wirzburg hinge-

gen größtentheils gemietheten, entweder eigennützigen, oder nachlässigen Winzern überlassen sind, und von ihren Herrn kaum in der Weinlese besucht werden. Mehrere Familien in Wirzburg sind durch ihre Weinberge, wie anderswo durch ihre Kuxen, zu Grunde gerichtet worden, weil die Weinberge unaufhörlichen Aufwand erfordern, und manche Jahre nichts eintragen, oder ihr Ertrag nicht schnell genug abgesetzt werden kann. So sehr aber auch die Preise von Weinbergen und Weinen gefallen sind; so sind und werden doch noch immer Weinberge an solchen Stellen angelegt, wo man voraussehen kann, daß nur schlechte Weine wachsen werden, und wo entweder Getraide, oder Gemüse mit viel größerm Vortheil gebaut werden könnten. Der Landmann, der bisher Wein baute, und an das Weintrinken gewöhnt ist, gibt den Weinbau nicht auf, wenn er gleich überzeugt ist, daß er durch eine andere Cultur seines Landes mehr gewinnen würde, weil er mit dem Weinbau zugleich dem ihm unentbehrlich gewordenen Weintrinken entsagen müste. Es soll Dörfer geben, wo die Bauern ihren Wein nicht verkauffen können und wollen, wo sie sich also wechselsweise bewirthen, und ihren Vorrath von Wein austrinken helfen. Weil die meisten Weinberge um Wirzburg in den Händen von Miethlingen sind;

so werden die Stöcke nicht so sorgfältig in den Reihen und Entfernungen *) erhalten, in welchen sie angepflanzt seyn sollten, und man sieht daher auch manchmal in den berühmtesten Weinbergen, daß ein Stock vor zwey andern steht, und beyden durch seinen Schatten schadet.

Der König unter allen Frankenweinen ist der Leistenwein, der, wenn er ein gewisses Alter hat, durch seinen Duft, seinen Wohlgeschmack, und seine Heilsamkeit alle Deutsche Weine übertrifft, und vielleicht Keinem der gepriesensten ausländischen Weine etwas nachgibt. Ich habe selbst Franken gesprochen, die Leistenwein von 1728, der ihnen am Hofe gereicht wurde, gar nicht für ein inländisches Product, sondern für irgend ein kostbares fremdes Gewächs hielten. Der Werth dieses Weins ist nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch außer Franken anerkannt, und vor wenigen Jahren wurde ein Fuder Leistenwein für zweyhundert Carolinen nach Berlin verkauft: ein Preis, von welchem ich nie gehört habe, daß er für den ältesten, und edelsten Rheinwein gebothen worden. Der Leistenwein wächst an der sogenannten Festung; allein die eigentliche Leiste, wo der beste Wein

*) Diese Entfernungen betragen gewöhnlich auch hier $3\frac{1}{2}$ Fuß. Die Stöcke sollten aber eigentlich um einen halben Fuß weiter von einander stehen.

gleiches Nahmens wächst, findet sich allein an derjenigen Seite der Festung, die dem Nicolai-Berge zugekehrt ist, und mit dem Steinberge eine gleiche Lage gegen die Sonne hat. An der Seite der Festung, die nach der Stadt gerichtet ist, wächst auch noch Leistenwein, aber von geringerer Güte: so wie in den Weinbergen neben der eigentlichen Leiste, die außer den Gränzen der Festung liegen, und Privatpersonen gehören. Die eigentliche Leiste enthält funfzig Morgen, die man durch die Wegräumung von alten Gemäuern, und gewisse neue Anlagen noch um mehrere Morgen vermehren wird. Man hat vor Kurzem aus der eigentlichen Leiste den größten Theil der alten Stöcke ausgerissen, und ganz neue von dem besten Gewächs hineingepflanzt; und dadurch hofft man mit Recht, daß der Leistenwein noch um vieles an Güte gewinnen werde.

Noch feuriger, als der Leistenwein, ist der Steinwein von gleichem Alter. Er hat aber weder den aromatischen Geruch, noch den lieblichen Geschmack, der dem Leistenwein eigenthümlich ist, sondern fällt vielmehr heiß und Brannteweinsmäßig auf die Zunge. Der Stein, oder Steinberg fängt auf dem Wege nach Veitshöchheim da an, wo das große Rebengebirge, das sich um Wirzburg herzieht, am nächsten an den Main

hinanrückt; und von da läuft er bis gegen die Stadt hin. Der ganze Stein besteht aus meistens sehr steilen Kalkfelsen, deren Fuß mit ungeheuern Mauern, und Strebepfeilern aus Quadern gestützt ist. Ein Theil der Weinberge am Stein gehört dem Spital, ein großer Theil aber Privatpersonen zu. Sonst kostete ein Morgen Weinberg am Stein tausend Gulden, jetzo vielleicht ein Drittheil weniger, weil auch diese Weinberge mit den übrigen gefallen sind. Das Spital in Wirzburg verkauft alten Steinwein, unter dem Namen von heiligem Geistwein, in versiegelten Flaschen von einer besondern Form das Stück für einen Thaler, und eine solche Flasche hält, nach dem Augenmaaß zu urtheilen, kaum so viel, als eine gewöhnliche Burgunder Bouteille. Die Morgenzahl der Weinberge am Stein habe ich nicht erfahren können.

Zunächst an den Steinberg gränzt die sogenannte Harfe, ein Inbegriff von Bergen, dem man wegen ihrer Form diesen Nahmen gegeben hat. An dieser Harfe besitzt das Stift Hauch 34 Morgen Weinberge von der besten Lage, unter welchen wiederum sechszehn der ausgesuchtesten Morgen den köstlichsten Wein geben, den die Harfe hervorbringt, und der auch mit dem Nahmen des heiligen Geistweins belegt wird. Dieser Wein von den Jahren 1775 und 1748

kommt an milder wohlthätiger Wärme, und Lieblichkeit dem Leisten- und jedem andern Deutschen Weine gleich; und wird vom Leistenweine nur durch den stärkenden Duft, und eine gewisse Gewürzhaftigkeit übertroffen.

Zu den ausgezeichneten Weinen gehört auch der Schalksberger Wein, der gleich den bisher angeführten, als ein Liqueurwein in kleineren Gläsern gegeben wird. Viel aufmerksamer aber machte mich der sogenannte Calmutwein, der ohne künstliche Mischung, oder Bereitung ganz süß ist, und vielen der berühmtesten Ungarischen Weine, oder wie andere urtheilten, dem Drymadera nahe kommt, und gewiß auch in der zweyten Hand unter einem ausländischen Nahmen verkauft wird. Dieser süße Wein wächst auf einem Felsen, Triessenstein am Main, nach Aschaffenburg hin, und gehört, wenn ich recht gehört habe, einem Kloster zu. Strohweine werden in Franken, wie am Rhein, und in Elsaß gemacht. Jene sind gewürzhafter und vielleicht feuriger, aber nicht so angenehm von Geschmack, als diese; doch werden sie selbst von Höfen am Rheine stark gesucht.

Eine der sehenswürdigsten Merkwürdigkeiten in Wirzburg ist der fürstliche Keller, der 3000 bis 3500 Fuder Wein enthält, jährlich den Ertrag der fürstlichen Weinberge aufnimmt,

die man auf 1000 Morgen schätzt, und jährlich wieder 500 Fuder Besoldungswein allein in Wirzburg austheilt: den Verbrauch am Hofe nicht einmahl gerechnet. Das größte Faß in diesem Keller ist von dem jetzigen Oberkeller, einem ehemahligen Jesuitischen Layen-Bruder gebaut, und schließt funfzig Fuder in sich. Das Interessanteste aber in diesem Keller ist die Sammlung von alten Leisten-, und andern Weinen, die von den übrigen durch ein verschlossenes Gitter abgesondert sind. Hier liegen nicht nur Leistenweine von 1728, sondern sogar Weine von 1540 und 1631, die wahrscheinlich auf dem Stein gewachsen sind. Der Wein von 1631 wird der Schweden- oder trocken Jahrswein genannt, und den letztern Nahmen erhielt er vermuthlich daher, weil der Sommer des J. 1631 dem von 1783 ähnlich war. In Franken, wie am Rhein, wird der Wein von 1783 allen andern berühmten Jahrgängen vorgezogen; und man hat es auch hier bemerkt, daß der Most von diesem Jahre seine Süssigkeit fast gar nicht verlieren wollte, oder sie viel später verlor, als bey Menschendenken geschehen ist.

So gewiß es ist, daß die besten Frankenweine mit den besten Rheinweinen wetteifern können; so wenig läßt sich die Gegend, wo sie wachsen, mit der um Hochheim, oder im Rhein-

gau vergleichen. Das Thal, worin Wirzburg liegt, ist rund herum, und zu nahe mit Bergen begränzt. Um die Stadt her sieht man fast gar keine Gärten; und allein daraus könnte man schließen, daß viele der reichsten Bewohner der Stadt keine beständige Einwohner sind. So bald man außer den Thoren von Wirzburg ist; so hat man allenthalben die nahen und einförmigen Weinberge vor sich, die den grösten Theil des Jahrs durch mit nackten, oder höchstens mit dürren Blättern behangenen Reben besetzt sind, und lange nicht so sehr in die Augen fallen, als die dürren Stäbe, an welche sie befestigt sind. In den Weinbergen sind weder schöne Rebhäuser, noch Landhäuser erbaut, die den Weinbergen im Rysthale, und am Bodensee so viel Mannichfaltigkeit, und ein ergötzendes Ansehen von Reichthum, und Leben geben. Nicht einmahl die Häupter der Berge sind mit Bäumen bekränzt, deren fast gänzlicher Mangel, so wie die Abwesenheit von schönen Wiesen, und fruchtbaren Fluren eine Landschaft nothwendig traurig machen muß. Die höchsten Standpuncte um Wirzburg sind die Festung, und der ihr gegenüber liegende Nicolai-Berg. Von beyden überschaut man freylich die ganze Stadt, und das ganze Thal mit allen Bergen, von welchen es eingeschlossen ist, und einen beträchtlichen Abschnitt

des Mains, wovon es durchströmt wird; allein auch hier behält die ganze Landschaft eine gewisse todte Einförmigkeit, und zeigt keine einzelne erhebende, oder vorzüglich schöne Gegenstände, auf welchen das umherirrende Auge ausruhen möchte. Merkwürdiger, als die Aussicht, ist der Nicolai-Berg, den ein noch lebender Mann, nämlich der Hofwagner, durch Treppen gangbar gemacht, an manchen Stellen geebnet, und an solchen Stationen mit kleinen Capellen versehen, endlich auf der obersten Höhe mit einem Capuziner-Hospitio, in welchem vier Väter wohnen, und einer der heiligen Jungfrau gewidmeten Kirche bebaut hat. Der Eifer, den der Urheber dieser frommen Stiftung seinen Mitbürgern für sein Unternehmen einflößte, war anfangs so groß, daß er, wie man sagt, beynahe hundert tausend Gulden aus Beyträgen und Vermächtnissen zusammenbrachte. Dieser Eifer hat zwar sehr nachgelassen; man sieht aber doch täglich noch viele Personen von allerley Ständen und Altern auf diesen Berg wallfahrten. Selbst in Wirzburg hörte ich manchmahl die Bemerkung, daß es schwer halten würde, einen ähnlichen Enthusiasmus für viel nützlichere Unternehmungen hervorzubringen; und daß man die großen Summen, die an den Nicolai-Berg, und dessen heilige Oerter verwandt worden sind, viel zweckmä-

ßiger zur Verbesserung der Schulen, und anderer gemeinnützigen Anstalten hätte anlegen können. Weiter und mannichfaltiger, als vom Nicolai-Berge, oder von der Festung, ist die Aussicht, die man beym Herabfahren aus der letztern hat. Hier blickt man nämlich in das ganze Mainthal hinab, das aber doch in Rücksicht auf Umfang, und noch mehr in Rücksicht auf Abwechslung und Schönheit der Gegenstände hinter dem Rheingau weit zurück bleibt. In den Weinbergen an der Harfe sieht man zwar nicht so weit, als auf der Festung; allein der vergoldete, und hier allein sich mahlerisch windende Main, die erhabene Festung, und die vielen Thürme der Stadt, besonders das prächtige Stift Hauch, die dem Beobachter auf dem niedern Standorte höher und größer erscheinen, bieten dem Auge sehr anziehende Schauspiele, und Ruhepuncte dar. Höchst feierlich war besonders das Geläute der Glocken, das wir hier an dem Vorabende eines Festes hörten. In der Stadt selbst gibt es kaum eine interessantere Aussicht, als aus den hintern Zimmern des Schwans, des angesehensten Gasthofes in Wirzburg. Hier hat man unmittelbar den Main unter sich, der über einen queer durch den Fluß gezogenen Damm fällt, und dadurch ein Geräusch hervorbringt, das man in den ersten Tagen stets für das Brausen eines heftigen

Sturms, oder für das Getöse eines fernen Donners hält. Unter den Fenstern des Zimmers kommen an Markttagen unzähliche Nachen, und Kähne von allerley Größen zusammen, welche die Producte des Landes nach der Stadt bringen, und die Waaren der Stadt wieder mit sich nehmen. Gleich zur Rechten ist die schöne Mainbrücke, die unaufhörlich mit geschäfftigen Menschen, oder mit Spatziergängern angefüllt ist: und jenseits des Mains fällt das Auge auf die Festung, die sich von keiner Seite auf eine vortheilhaftere Art darbietet, weil sie nirgends so hoch, und so weitläuftig, als hier, erscheint.

V.

Urtheil
über
die berühmte Rhein-Fahrt
von
Bingen nach Coblenz.

In einem Schreiben an einen Freund.

Im Jahr 1787 geschrieben.

Sie verlangen mein Urtheil über die berühmte Rheinfahrt zu vernehmen, die Sie von so vielen Reisenden verherrlichen gehört, oder gelesen haben. Ungeachtet auch ich die Wasserreise auf dem Rhein von Bingen bis nach Coblenz für Eine der schönsten halte, die man in Deutschland machen kann; so kann ich doch in die ausserordentlichen Lobsprüche der meisten Reisenden nicht ganz einstimmen; und zwar, wie ich mir schmeichle, nicht deßwegen, weil ich weniger empfindlich gegen die Schönheiten der vaterländischen Natur bin, als Andere, sondern weil meine Sinne zu der Zeit, als ich die Reise machte, nicht mehr ganz unbefangen, und meine Phantasie

tasie nicht mehr ganz unbemahlt, oder wenn Sie wollen, ganz unverdorben war. Reisende, die aus offenen, oder flachen Gegenden, ungewohnt an solche Gegenstände und Schauspiele, derglei- chen die Rheinfahrt darbietet, mit ganz neuen Sinnen, und einer jungfräulichen Einbildungs- kraft kommen, müssen nothwendig ganz anders gerührt werden, als solche, deren Phantasie mit Schweizerischen Bildern und Maaßstäben ange- füllt ist, und die nicht umhin können, die Sce- nen, die sie am Rhein finden, augenblicklich mit anderen zu vergleichen, mit welchen sie fast nie- mahls, ohne zu verlieren, zusammengedacht werden können.

Den Weg von Mainz nach Bingen machte ich wegen der Seichtigkeit des Rheins nicht zu Wasser, sondern im Wagen. Ich fand den Bo- den zwischen den beyden genannten Städten zwar nicht so unfruchtbar, als der reisende Franzos ihn beschreibt; allein weder der Rhein, noch der Rhein- gau zeigten sich so schön, als ich erwartet hatte, weil wegen der Entfernung die Gegenstände zu sehr verkleinert, und zu nahe zusammengerückt, oder aufeinander geworfen wurden. Wenn man aber bey Bingen in's Schiff steigt; so hat man nach allen Seiten hin eine einzige Aussicht. In- dem man sich dem Laufe des Rheins entgegen- kehrt, sieht man, so weit das Auge trägt, den

spiegelhellen Fluß, der sich hier in seiner ganzen Pracht ausbreitet, und sich mit stiller Majestät langsam daherbewegt. Noch bezaubernder ist der Blick in den Rheingau, in welchem man alles, was man vorher gesehen hat, gleichsam in umgekehrter Ordnung wahrnimmt, und aus dessen Mitte der Johannisberg mit seinem Schlosse stolz emporsteigt, als wenn er allein im ganzen Rheingau die Aufmerksamkeit des Reisenden verdiente. An den beiden nächsten Ufern des Rheins erheben sich die segenreichen Weinhügel bey Bingen, und Rüdesheim, an welchen letztern man zwanzig bis dreyßig über einander angelegte Terrassen unterscheiden kann, und die beyde mit Ruinen von Schlössern bedeckt sind. Hinter Bingen hinab scheint sich der Rhein in einen dunklen Abgrund zu verlieren, der sich zwischen den zusammenrückenden Bergen öffnet; und aus dem Rande dieses Abgrundes ragt der bekannte Mäusethurm hervor, der durch die Sagen der alten Zeit, die er erweckt, das Schauerliche der ganzen Landschaft vermehrt. Die Rheinfälle, über die man in der Nachbarschaft des Mäusethurms hinfährt, können demjenigen kaum bemerkenswerth vorkommen, der das Felsenbett des Rheins bey Schaffhausen oder anderer mächtigen Waldströme gesehen hat. So bald man den Trichter, oder, wenn es so zu

reden erlaubt ist, die Flußenge erreicht, wo der Rhein von den beyden sich begegnenden, und neben einander fortlaufenden Gebirgketten in ein viel beschränkteres Bett, als er vorher eingenommen hatte, zusammengezwängt wird; so ändert sich auf einmahl der Anblick der ganzen Natur. Die schönen weitgestreckten Thäler, die von Schaffhausen an bis Bingen an beyden Seiten des Rheins ausgebreitet sind, verschwinden plötzlich; und mit ihnen die Wiesen und Fluren, die Bäche, und Strömchen, und die weiten und mannichfaltigen Aussichten, welche sie enthielten, und gewährten. So wohl zur linken, als zur rechten Hand thürmen sich steile, und hohe Berge entweder unmittelbar vom Ufer, oder in geringen Entfernungen empor, die man kaum wahrnehmen würde, wenn nicht fast alle diese aus Bergtrümmern entstandenen Vorgründe mit Städten oder Flecken, oder Dörfern besetzt wären. An dem Tage, an welchem ich den Rhein hinabfuhr, war kein beständiges heiteres, sondern oft abwechselndes Wetter. Bald hatten wir ganz hellen, bald halbgebrochenen Sonnenschein, mit leichtem Regen begleitet; bald einen trüben Himmel, der aber wieder nicht immer mit gleich nahem Regen, oder Nebel drohte: und ich hatte daher Gelegenheit, die Landschaften, die sich

mit jeder Wendung des Rheins verwandelten, in allen Arten von Schattirungen zu sehen. Die Berge sind an beyden Seiten bald mit Reben bepflanzt, (welche sich aber doch vorzüglich nur an der rechten Hand finden) bald sind sie mit Strauchwerk bewachsen, bald mit Waldungen bedeckt, und bald sind sie ganz nackt, und entweder mit Graus, oder Felsstücken überstreut, oder sie werfen auch größere Felsmassen hervor, auf welchen bisher nur Moos, oder in irgend einem Ritzchen eine einsame Staude, oder ein schwaches Bäumchen gedeihen konnte. Kleinere und größere Oerter entdeckt man zwar allein auf den Vorgründen der Gebirge, wo sie fast im Wasser zu liegen scheinen; allein die Abhänge der Berge sind in allerley Höhen mit einzelnen Hütten oder Häusern am meisten aber mit den Ruinen von alten Raubschlössern besäet. Ungeachtet die Formen, Einschnitte, und Bekleidungen der Berge, ihre Vorgründe und Neigungen gegen den Strom, die Größen und Lagen der Oerter und Schlösser sich fast mit jedem Augenblicke verändern; so entstand doch in mir, da ich einige Stunden, und noch mehr, da ich fast den ganzen Tag gefahren war, ein unangenehmes Gefühl von Einförmigkeit, das mich unfähig, und abgeneigt machte, die kleinen Verschiedenheiten der Gegenstände, und Landschaften, die

sich von neuem darboten, aufzusuchen. Nirgends sieht man kühne, senkrechte, oder überhangende Granitfelsen: nirgends brausen gewaltige Bergwasser entweder in einem einzigen furchtbaren Sturze, oder in mehreren prächtigen Absätzen aus schwindelnden Höhen hervor: und fast nirgends entdeckt man Trümmer von Schlössern, aus deren Umfange, und Dauerhaftigkeit man schließen könnte, daß sie einst erlauchte, und weitherrschende Besitzer hatten. Vielmehr scheinen die meisten so klein, und so zerbrechlich, als wenn sie nicht von mächtigen Edlen, sondern von nahmenlosen, und unbedeutenden Räubern als kurzdauernde Schlupfwinkel wären aufgeführt worden. Die häufige Abwechslung, und schnelle Folge von Landschaften, die aus den mannichfaltigen Krümmungen des Rheins, und der Gebirge entstehen, ergötzen das Auge auf die Länge weniger, als sie es ermüden, und verwirren; und man würde gewiß mehr Vergnügen genießen, wenn man von Zeit zu Zeit zwischen Oeffnungen der Berge weite Aussichten erhielte, die das Auge auf einmahl mit einer großen Menge von Gegenständen füllten, und in geheimnißvoller Ferne noch mehrere vermuthen ließen. Am kühnsten sind die Gestalten und Profile der Berge zwischen Nieder-Wesel und St. Goar, und kein Schloß zeigt sich prächtiger, als das

gegen über liegende Rheinfels, dem man es sogleich ansieht, daß es nicht von gemeinen Rittern erbaut, und bewohnt worden ist. Wegen der Seichtigkeit des Rheins, und der Langsamkeit seines Stroms kamen wir erst um 8 Uhr bey Lahnstein an, wo ich also die herrlichen Aussichten um den Ausfluß der Lahne entbehren muste; und erst gegen zehn Uhr erreichten wir Coblenz, wo wir Mühe hatten, den Gasthof zu finden.

Längs dem ganzen Laufe des Rheins von Basel an bis nach Coblenz gibt es gewiß nur wenige Standpuncte, wo man eine so reiche, und große Landschaft unter sich hat, als auf dem Schlosse Ehrenbreitstein, das Coblenz gegen über an der andern Seite des Rheins liegt. Hier übersieht man ein weites, sanft sich neigendes Thal, das mit einem Cranze von fruchtbaren, oder bewaldeten Bergen in allmählig wachsender Entfernung umzogen, von dem Rheine umflossen, und von der Mosel durchschnitten ist. Mit einem angenehmen Erstaunen bemerkt man, wie der Rhein auf einmahl zwischen Bergen hervorkommt, und in großer nicht recht zu unterscheidender Ferne sich wieder zwischen Bergen verliert. Im nächsten Vorgrunde liegen die beyden Inseln im Rheine, auf deren jeder ein Closter, und ein Dorf steht. An dem Ufer des Rheins

breitet sich Coblenz aus, und hinter dieser Stadt hängt ein Capuziner=Closter in einer mahlerischen Lage an einem hohen Berge. In dem ganzen weitgestreckten Thale sieht man unzählige kleinere, und größere Oerter zerstreut, die aber das Auge weniger fesseln, als Mon Repos, und das Schönbornische Lustschloß. — Ich weiß nicht, wie weit es jetzt mit einem Entwurf gekommen ist, von welchem ich bey meinem Aufenthalt in Coblenz hörte: daß nämlich der edelgesinnte, und für sein Land väterlich sorgende Churfürst sich mit Frankreich vereinigen wolle, die Mosel weiter, als bisher, schiffbar zu machen; und daß der Churfürst allein 300000 Thaler zu einer Unternehmung bestimmt habe, wodurch man den Handel in die Schweiz, der durch die vielen Rheinzölle so gedrückt wird, erleichtern, und in einen andern Canal führen will.

Weil uns das langsame, und gleichförmige Fahren auf dem Rhein beschwerlich geworden war; so beschlossen wir, die Reise nach Bonn, und Cölln im Wagen zu machen. Der Weg von Coblenz nach Andernach hat nichts Merkwürdiges, weil er durch eine Ebene führt, die zwar fruchtbar ist, aber sich von andern fruchtbaren Ebenen durch nichts Besonderes auszeichnet. Von Andernach an bis Bonn wird man wiederum von zwei Gebirgketten begleitet, die meinem

Urtheile nach sehenswürdiger, als die zwischen Bingen und Coblenz sind. Die Gebirge hinter Andernach sind nicht nur höher, als die zwischen Bingen und Coblenz, sondern sie sind auch weniger öde, und wo sie öde sind, zeigen sie viel abgerissenere und gigantischere Felsen, als man an den letztern sieht. Ueberhaupt aber nahm sich die ganze Reihe von Landschaften auf dem Rückwege von Bonn nach Coblenz viel mahlerischer, als auf dem Hinwege aus, welches nicht bloß von der Verschiedenheit der Seite, wovon wir jetzt dieselbigen Gegenstände betrachteten, sondern auch von der Verschiedenheit der Tageszeit herkam: denn auf dem Rückwege beobachteten wir den interessantesten Abschnitt des Weges gerade an einem schönen Abende, wo die Sonne hinter die Berge an der rechten Seite hinabsank, und dadurch außerordentlich schöne, und mir ganz neue Schauspiele hervorbrachte. Diese eröffneten sich vor dem Schlosse Reineck bis nach Andernach hin. Kurz vor dem eben genannten Schlosse erblickt man auf einem nicht sehr großen, aber prächtigen Amphitheater sechs Oerter und Schlösser, die in einer täuschenden Perspective nahe beysammen zu liegen scheinen. Die Berge zur rechten Hand, die an ihrer nach dem Rheine zugekehrten Seite nicht mehr von der Sonne beschienen wurden, warfen einen dunkeln

Schatten über den ganzen Rhein bis an das entgegengesetzte Ufer; und dieser Schatten wurde wiederum auf eine magische Art von dem Abglanze erleuchtet, der von dem sonnigen Berge an dem linken Ufer des Flusses zurückfiel. Vorzüglich bezaubernd waren die Bilder der Häuser eines kleinen am Gestade liegenden Ortes, die sich auf dem von der einen Seite erleuchteten Spiegel des Flusses darstellten, dem durch den von der rechten Hand einfallenden Schatten gleichsam eine Folie, oder ein dunkler Grund untergelegt war. Weil die beyden Gebirgarme nach Andernach hin näher zusammenrücken: so scheint es, als wenn das Gebirge an der rechten Hand sich in einiger Entfernung über den Weg hinzöge, und dem Reisenden den Durchgang versperrte. Aus diesem Gebirge heben sich zwey hohe Spitzen heraus, die an der einen Seite von der Abendsonne vergoldet, an der andern Seite aber nach dem Rhein zu, durch einen tiefen scharf abgeschnittenen Schatten verdunkelt waren; und selbst dieser Schatten war wiederum weniger dunkel, als die dicke aus Nebelwolken entstehende Finsterniß, die sich an den noch entfernteren Bergen schon gelagert hatte. Dem Schlosse Hammerstein gegen über öffnet sich auf einmahl die Aussicht zwischen den Bergen; und je näher man kommt, desto mehr hat es das An-

sehen, als wenn man in ein weites Meer hineinblicken werde, und als wenn die Busen, die der Rhein an den Füßen beyder Gebirge bildet, zwey geräumige Seehäven wären.

Da ich Ihnen jetzt meine Gedanken über die Gegenden am Rhein geschrieben habe, so könnte ich meinen Brief schließen; allein Ihnen, und allen Ihren Freunden zur Warnung will ich noch eine Bemerkung über die löbliche Reichsstadt Cölln hersetzen. Ich unterschreibe mit voller Ueberzeugung das einstimmige Urtheil aller Reisenden, daß Cölln unter den größeren Städten Deutschlandes die schmutzigste, übelriechendste, am schlechtesten bebaute, und mit gleich unverschämten Bettlern, und Geistlichen am meisten bevölkerte sey. Zur Rechtfertigung meines Urtheils über die niedere Geistlichkeit in Cölln führe ich nur eine Erfahrung an, die ich selbst gemacht habe. Als ich mit meiner Gesellschaft den berühmten Sarg, in welchem die Ueberbleibsel der heiligen drey Könige seyn sollen, und andere minder wichtige Schätze des Doms gesehen hatte; so gab ich dem Geistlichen, der unser Cicerone gewesen war, auf Anrathen des Miethlackay's (welche Art von Leuten, wie bekannt, aus guten Gründen Reisende immer eher zu freygebig, als zu sparsam seyn lassen) einen Französischen Laubthaler, da ich sonst bey Besichtigung größe-

rer Kirchenschätze nur einen kleinen Thaler, oder einen Conventionsthaler gegeben hatte. Dieß Geschenk befriedigte die Erwartung unsers Führers so wenig, daß er es in unserer Gegenwart mit höhnischer Miene ansah, und mit verachtender Geberde Einem von seinen Confratribus wies, der aber doch Gefühl genug hatte, um dem saubern Mitbruder zuzuwinken, daß er seine Empfindungen nicht so deutlich äußern möchte. Von dieser Zeit an that ich ein Gelübde, das Betragen des hochwürdigen Herrn in Cölln allen meinen Freunden und Bekannten so lange zu erzählen, bis es der Cöllnische Schatzhüter erfahren würde, daß es ihm gezieme, gegen Fremde, die er nicht kennt, mehr Höflichkeit zu beweisen.

VI.

Beschreibung des Extersteins

in der

Grafschaft Lippe-Detmold.

Im Jahr 1787 geschrieben.

Zu den grösten Merkwürdigkeiten der Natur, und alter Deutscher Kunst gehört der sogenannte Externstein, der eine Viertelstunde von der Stadt Horn, eine halbe von dem Brunnen in Meienberg, und 3¼ Meile von Pyrmont entfernt ist. Dieser Externstein besteht aus einer Reihe von acht Felsen von ungleicher Höhe, die aber in einer Linie liegen. Die höchsten unter diesen Felsen sind der äußerste, von dem tiefen Grunde angerechnet, wo sie sich endigen, und nach diesem der vierte. Beyde sind nach dem bloßen Augenmaaß geschätzt hundert und noch mehrere Fuß hoch. Alle diese Felsen sind von einander getrennt, die kleinsten am weitesten, die höchsten am wenigsten; besonders bilden der dritte, und vierte eine Oeffnung, oder ein Felsenthor, das noch prächtiger und kühner, als das im Bisthum Basel, und von Pierre-Per-

nis nur darin verschieden ist, daß die Felsen ganz von einander gespalten sind. Den Nahmen dieser Felsenkette leiten Einige von einer Göttinn Oster oder Easter ab, die hier verehrt seyn soll *): Andere von Aekster, das noch jetzt im Holländischen so viel, als Aelster bedeutet, welche Vögel sich vormahls häufig auf diesen Felsen aufgehalten haben sollen **): und noch Andere endlich von dem Worte Egge, womit man vormahls einen steilen Berg bezeichnete ***). So ungewiß der Ursprung der Benennung dieser Felsen ist; so gewiß ist es, daß es vormahls ein adeliches Geschlecht von Exterstein gab, das von diesem Felsen den Nahmen hatte.

Alle diese Felsen bestehen aus einem harten Sandstein. Das merkwürdigste an denselben ist ihre Lage, und Trennung. Sie ragen nicht, wie es sonst bey nackten Felsen gewöhnlich ist, aus den obersten Höhen eines gewaltigen Berges hervor, von dessen Spitze allmählig die fruchtbaren Erdtheilchen abgewaschen worden; sondern sie stehen am Fuße eines Berges, der mit ihnen gleiche Richtung hat, aber sich höher, als der höchste unter diesen Felsen erhebt. Gerade der höchste und mächtigste unter den Felsen streckt

*) Lippische Intelligenz=Blätter vom Jahr 1767. St. 31.
**) ib. St. 33.
***) ib. St. 53. vom Jahr 1768.

seinen Fuß in den niedrigsten Grund hinab, der hinter dem Berge ausgehöhlt ist. Die übrigen steigen gleichsam aus dem letzten Abhange des Gebirges hervor; doch muß man von den Stellen an, wo sie über die Oberfläche hervorzuragen anfangen, fast die ganze Höhe des noch unerforschten Berges hinanklettern, der sich hinter ihnen auf einmahl steil emporthürmt. Allem Ansehen nach sind diese Felsen Denkmähler der Vorwelt, und vielleicht manche Jahrhunderte älter, als der Berg, der hinter ihnen zusammengeschwemmt ist. Wenn man ihre Formen, und besonders die Spalten, und Oeffnungen, wodurch sie getrennt sind, ansieht; so kann man fast nicht zweifeln, daß sie durch plötzliche, oder doch heftig wirkende Ursachen, nicht aber durch die langsam zerstörenden Kräfte der Witterung von einander getrennt worden sind. Wahrscheinlich waren es große Fluthen, die sie von einander rissen, nicht aber Erdbeben; denn heftige Erd-Erschütterungen würden den zweiten, und kühnsten unter diesen Felsen, der fast allenthalben von gleicher Breite und Dicke ist, und oben stark nach der linken Seite überhängt, zu Boden geworfen haben.

Der letzte, höchste, und breiteste unter diesen Felsen enthält so wohl in seinem Innern, als an der äußern nach dem Thale zugekehr-

ten Wand, und auf seiner obersten Fläche mehrere Denkmähler alter Kunst, die aus sehr verschiedenen Zeiten abstammen. An der äußern Wand sieht man zu oberst die Abnahme des Leichnams Christi vom Creutz ausgehauen, in welcher Gruppe schon einige Figuren verstümmelt, oder stark verletzt worden sind. In dieser Vorstellung findet sich sogar keine Zeichnung, und die Cörper und Gliedmaaßen der ausgedrückten Personen sind so unproportionirlich dünn, und lang gearbeitet, und eben deswegen den ältesten Arbeiten anderer kunstlosen Völker so ähnlich, daß ich diese Gruppe für Eins der ersten, und ältesten Werke Deutscher Sculptur halte. Vielleicht rührt sie aus den ersten Zeiten des Christenthums in diesen Gegenden her, wo man es nöthig fand, zu den neubekehrten und schwachen Gläubigen durch die Sinne zu reden; und zweckmäßig, Eine der wichtigsten Begebenheiten der heiligen Geschichte gerade an einem Felsen auszuhauen, wo man wahrscheinlich sonst eine falsche Gottheit angebetet oder sonst gottesdienstliche Handlungen vorgenommen hatte. Wenn man aber dieser Vorstellung auch nicht ein so hohes Alterthum zugestehen will; so scheint es mir wenigstens unläugbar, daß sie älter, als das Lippische Wappen ist, das man unter derselben ausgehauen sieht, und das ungleich besser gearbeitet

ist. Dieses Wappen enthält einen siebeneckigen Stern, der eine fünfblätterichte Rose in der Mitte hat; und daraus vermuthet der Verfasser des letzten Aufsatzes, den ich angeführt habe, mit Recht, daß dieß Wappen von Bernhard Herrn von der Lippe herrühre, dem es eigenthümlich war, und der es auch an dem 1345 von ihm in Horn erbauten Schlosse angebracht hat. Eben dieß Wapen kann man als einen Beweis anführen, daß Bernhard edler Herr von der Lippe den Felsen ausgehöhlt, und die in demselben noch jetzt befindliche Grotte mit den beiden Seitengängen angelegt habe. In dieser Felsenhöhle wohnte vormahls ein Waldbruder, und war zugleich ein Grab Christi angelegt, wohin man aus nahen, und fernen Gegenden wallfahrtete. Zur Erhaltung des Einsiedlers, und der heiligen Stätte hatte man Vermächtnisse bestimmt, die jetzt der Schule in Horn angewiesen sind. Historischen Nachrichten zu Folge wollte ein Groß-Herzog von Florenz im Jahr 1654 den Exterstein, in welchem die heilige Capelle angelegt war, für 50000 Florentinische Gulden kaufen; allein der Handel zerschlug sich, vermuthlich aus eben der Ursache, aus welcher man den unter den Reliquien in Hannover befindlichen Finger des heiligen Marcus einem Venetianischen Gesandten für 100000

Duca-

Ducaten zu verkaufen Bedenken trug, um nämlich zur abgöttischen Verehrung von vermeyntlichen Heiligthümern keine Veranlassung zu geben. Wenn der Florentinische Fürst nicht etwa die zerstörten, oder verlohren gegangenen Reliquien, die sich in der Felsen-Capelle gefunden haben mögen, sondern den Felsen selbst kaufen, und in sein Land bringen lassen wollte; so müste er von der Größe des Felsens und der Capelle sehr schlecht unterrichtet seyn. Denn kaum hätte, glaube ich, die Hälfte seines Groß-Herzogthums hingereicht, um den obern Theil des Felsens absprengen, den untern Theil, der die Capelle enthält, losarbeiten, und nach Italien, wenn gleich in großen Stücken, bringen zu lassen.

An der linken Seite eben dieses Felsens ist eine Nische ausgehauen, in welcher jetzt nur noch ein sehr verdorbener Kopf sichtbar ist. An der entgegengesetzten Seite desselben, die dem Berge zugekehrt ist, zeigen sich Trümmer einer gemauerten Treppe, auf welcher man vormahls auf die oberste Fläche des Felsens kommen konnte. Diese Treppe ist nun gänzlich verfallen, und dadurch ist der Fels unzugänglich geworden. An dem Rande der obersten Höhe läuft ein Geländer, oder eine Balustrade umher, von welcher es mich wundert, daß sie ein in der Mitte des letzten Jahrhunderts auf dem Fel-

sen erbautes, nun aber ganz verschwundenes Lustschloß ausgedauert hat. Einige Alterthumsforscher wollten behaupten, daß die heilige Jungfrau Velleda, deren Tacitus mehrmahl erwähnt, auf diesem Felsen gewohnt, und von da aus die umliegenden Völker durch ihre Göttersprüche regiert habe. Wenn dieses auch ganz unerweislich, oder offenbar falsch seyn sollte, so kann man doch als sehr wahrscheinlich annehmen, daß in den ältesten Zeiten auf eben diesem Felsen Eine der vornehmsten Gottheiten des Landes ihren Sitz gehabt, und daß in den Jahrhunderten des Mittelalters die Herrn von Exterstein auf demselben einen sichern Zufluchtsort befestiget hatten.

VII.

Bemerkungen auf einer Reise von Göttingen nach Cuxhaven.

Im Jahr 1787 geschrieben.

Wenn man auf dem Wege von Göttingen nach Hannover die Huve hinter Eimbeck ausnimmt; so reist man durch lauter fruchtbare Thäler, die in einer unbestimmlichen Reihe von Jahrhunderten aus den Trümmern der benachbarten Berge entstanden, oder wenigstens mit den allmählig abgewaschenen Bestandtheilen derselben ausgefüllt worden sind. Mehrere von diesen Thälern können nicht nur in Ansehung der Fruchtbarkeit, sondern auch in Ansehung der Schönheit, und Mannichfaltigkeit der Landschaften, die sie darbieten, mit den mahlerischten Gegenden in Deutschland wetteifern. Hieher rechne ich besonders das treffliche Thal zwischen Northeim und Eimbeck, und einige romantische Gründe in der Nachbarschaft von Brügge. Mehr, als

diese schönen Werke der Natur, werden die meisten Reisenden das prächtige Kunstwerk bewundern, was man schon lange vor Eimbeck in der Ferne sieht: ich meyne die neue Chaussee, die von Eimbeck aus in sanft sich erhebenden Windungen die Huve hinanführt, welchen Berg man vor zwanzig Jahren bey schlechtem Wetter nicht ohne Lebensgefahr herabfahren konnte. Diese Chaussee an der Huve wird noch den spätesten Nachkommen die Kunst ihres Erbauers, und den menschenfreundlichen Geist der Regierung, unter welcher sie angelegt wurde, besser als die künstlichsten Lobreden, und die schmeichelndsten Inschriften verkündigen. Durch ihre Dauerhaftigkeit wird sie noch vielen folgenden Menschengeschlechtern nützen, ohne ihnen lästig zu werden; und die regelmäßigen schon in großer Ferne prangenden Reihen von Bäumen, womit sie bepflanzt ist, werden gewiß so wie die einladenden Ruheplätze und Lauben an beyden Seiten, unzähligen Reisenden, oder ermüdeten Wanderern ein wohlthätiges Vergnügen, oder Ruhe und Erquickung verschaffen.

Schon auf der letzten Station vor Hannover fängt die Natur an, sich merklich zu verwandeln. Die Berge, von denen man bisher begleitet wurde, verlieren sich, oder ziehen sich so weit zurück, daß man ihre Formen und Einschnitte

nicht mehr unterscheiden kann. Der Horizont erweitert sich immer mehr und mehr, und man ahndet, daß man dem Ausgange der bisherigen Thäler nahe sey, und bald in eine Fläche kommen werde, die nicht mehr von Gebirgen begränzt ist. Der Boden wird immer sandiger, wenn gleich nicht unfruchtbarer, und die Hauptstadt unsers Landes liegt gleichsam auf der äussersten Gränze, wo nicht blos das Erdreich, sondern Menschen, Thiere, Wohnungen, Ackerbau, und Viehzucht auf einmahl eine ganz andere Gestalt gewinnen.

Hinter Hannover sieht man zwar noch eine Zeitlang das Deister-Gebirge in dunkler Ferne; allein man trifft bis an das Gestade des Weltmeers gar keine Berge mehr, sondern höchstens niedrige Sandhügel an, die entweder vormahls in dem Grunde des Oceans zusammengespült wurden, oder gar einen Theil der Dünen ausmachten, die in undenklichen Zeiten seinen Wellen Gränzen setzten.

Hinter Hannover theilt man alles Land in drey Hauptclassen ab: in Geest-Land, Moor-Land, und Marsch-Land, welches letztere gewöhnlich Maschland ausgesprochen wird. Unter Geest versteht man größere Strecken von Land, dessen Hauptbestandtheil Sand ist. Moor bedeutet einen sumpfigen Boden, dessen höhere und

trocknere Gegenden angebaut werden, aus dessen tieferen Gründen aber Torf gegraben wird. Marsch-Land endlich bezeichnet die bald schmäleren, bald breiteren Streifen von fettem Erdreich an den kleineren, besonders aber an den größeren Strömen, der Elbe, Weser, und Oste, das seit Jahrtausenden aus den Sedimenten von fruchtbarem Schlamme entstanden ist, welchen die vormahls alles überströmenden, und durch keine Dämme beschränkten Flüsse allmählich auf den unfruchtbaren, mit allerley Muscheln vermischten Sand niedergesetzt haben. An solchen Stellen, an welchen die Gränzen der Geest, und der Marsch, oder der Geest und des Moors zusammenfließen, ist der Boden stets zu mehr oder weniger gleichen Theilen aus den sich begränzenden Arten von Erdreich gemischt.

Wenn man die fruchtbaren Wiesen, Weiden, und Fluren an den Ufern von Strömen, und Bächen ausnimmt; so besteht die ganze Strecke, die man von Hannover bis an die Gränze des Amtes Neuhaus und des Landes Hadeln durchfährt, aus bloßem Moor- und Geest-Land; und diese Strecke beträgt nach der kürzesten Postrute, die man nehmen kann, wenigstens zwanzig Meilen. Die Haiden, die man von Hannover bis Bremervörde und Cadenberge durchreist, sind viel weniger traurig, als die zwischen

Hannover und Harburg. Auf dem ersten Wege trifft man viel mehr Städtchen, Flecken, und Dörfer, viel mehr kleine Flüsse und Bäche, und viel häufigere und schönere Waldungen, und zwar nicht bloß von Nadel, sondern auch von Laubholz an. Die trefflichsten Waldungen von Buchen, und Eichen finden sich zwischen Rotenburg und Bremervörde. Vor allen anderen aber zog meine Aufmerksamkeit ein Eichenwald auf sich, der nahe hinter Rotenburg nach Zeven hin liegt. In diesem Walde sieht man viele schöne Geschlechter von Eichen von den zartesten Stämmchen an alle Stuffen des Eichenalters durch bis zu den stärksten und höchsten Bäumen hinaufwachsen. Solche regelmäßige Anpflanzungen von aufeinanderfolgenden Generationen von Eichen erregen schmeichelnde Hoffnungen, und Aussichten in die Zukunft, und die rührendsten Betrachtungen über die menschenfreundlichen Hände, die solche Wälder für Enkel und Urenkel gepflanzt, und gewartet haben. Dieser Eichenwald steht dem Anschein nach auf einem moorigen Boden. Anderswo sah ich kleine Gruppen von zerstreuten Eichen auf einem Sandfelde; doch war jeder Eichbaum mit einem kleinen Cranze von feinem und kurzen Grase eingefaßt. Vermuthlich war der Boden zu der Zeit, als diese Eichen gepflanzt wurden, nicht so dürre und sandig, als er jetzt

ist. Vielleicht wurde der Sand, womit er jetzt bedeckt ist, von nahen oder fernen Sandhügeln hergeweht, oder auch von heftigen Regengüssen, oder austretenden Strömen hergetragen. Aus der Beschaffenheit des Erdreichs aber, auf welchem die beträchtlichen Eichenwälder hinter Rotenburg stehen, glaubte ich schließen zu können: entweder, daß Eichen und Buchen nicht immer einen so guten Boden verlangen, als man in unsern Gegenden annimmt, oder daß auch der dürre Sand, oder der unfruchtbar scheinende Moor-Boden nicht so schlecht sey, als er Fremdlingen beym ersten Anblick vorkommt. Unterdessen schienen mir die höchsten und stärksten Eichen in sandigen und moorigen Gegenden lange nicht von dem Umfange, und dem prächtigen Bau, als die Westphälischen zu seyn.

Solche Haide-Gegenden, dergleichen man zwischen Hannover, und Bremervörde antrifft, sind bey weitem nicht so todt und einförmig, als die Lüneburgische Haide, oder als große Haide-Gegenden von mahlerischen, oder vielmehr von unaufmerksamen Reisenden beschrieben werden. Auf den zuerst genannten Haiden trifft man bald kleines Haide-Gesträuch, bald einzelne Bäume, und bald regelmäßige Reihen von Bäumen an, die man nicht selten als eine Schutzwehr gegen die Einbrüche, oder Ueberschwemmungen des

Flugsandes gepflanzt hat. Hier sieht man Haidekraut schneiden oder aufladen, und dort schon in Plaggen aufgethürmt. Hier heben sich Oerter in großer Ferne hervor, und dort verschwinden andere wieder, die man eine Zeitlang gesehen hatte. Selbst die Abwechslungen des Bodens, die aus den verschiedenen Farben, und Mischungen von Sand und Moor entstehen, können das Auge des Aufmerksamen eine Zeitlang beschäfftigen. Noch unterhaltender sind die häufigen Lagen von Kieselsteinen, und von kleineren und größeren Granitstücken, die in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von Formen und Farben ausgestreut sind, und von denen man mit Gewißheit annehmen kann, daß sie in unbestimmlichen Zeiten von Bergen, die vielleicht hunderte von Meilen entfernt sind, abgebrochen worden. Die größeren Granitblöcke sind zwischen Hannover und Rotenburg seltener, als in den untersten Gegenden des Herzogthums Bremen. Von Rotenburg bis Cadenberge sind fast alle Kirchhöfe, viele Höfe von Bauern, und die Gärten von reicheren Privatpersonen mit Mauern von größeren oder kleineren Granitblöcken eingefaßt; und ich bin überzeugt, daß ein Naturforscher selbst auf langen Bergreisen nicht eine so große Menge der verschiedensten Granitarten antreffen wird, als er oft in einer einzigen Mauer

im Bremischen, und besonders an dem von Granitmassen aufgeführten Elbdamm bey Cuxhaven finden würde. Die größeren Granitblöcke sind auch jetzt in den Haiden, die der Ostsee, oder der Weser nahe liegen, nicht mehr so häufig, als vormahls: theils, weil die Holländer in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts viele Schiffsladungen von gesprengten Granitstücken abhohlten, um damit die von den Würmern angefressenen hölzernen Fundamente ihrer Städte zu befestigen; theils, weil man noch immer zu den Wasserdämmen bey Cuxhaven neue Vorräthe von festen Steinen braucht. Mehrere Haidedörfer in der Nachbarschaft des Amts Ritzebüttel sind durch das Sprengen, und Verfahren von Granitmassen sehr wohlhabend geworden; doch soll man auch in diesen Dörfern nur wenige erwachsene Mannspersonen finden, die nicht bey dem Sprengen, oder Auf- und Abladen der großen Steine verstümmelt, oder beschädigt worden. Der große Absatz der Granitblöcke, und anderer harten Steine nach Holland, und Cuxhaven hat die Zerstörung vieler alten Heldengräber oder Heldenbetten verursacht, von welchen aber doch noch Einige in den bremischen Haiden übrig sind.

Nichts ergötzt auf der Reise durch die Haiden zwischen Hannover und Bremervörde mehr, als der Anblick der wohlgebauten, oder wenig-

stens reinlichen und wohlhabenden Oerter, die man auf diesem Wege antrifft; und meinem Gefühl nach ist es unendlich angenehmer durch unfruchtbare, aber von fleißigen, und glücklichen Menschen zum Theil angebaute Gegenden zu reisen, als durch die fruchtbarsten Thäler, die, wie Unter-Wallis, von trägen und elenden Menschen vernachlässigt werden. In wenigen Gegenden von Deutschland findet man so schöne Städtchen, und Flecken von gleicher Größe, als Rotenburg und Walsrode, besonders aber Bremervörde, und Langenhagen sind. In den drei ersteren Oertern sind die Häuser zwar meistens nur ein Stockwerk hoch, und mit den Giebeln nach den Straßen zugekehrt; allein sie sind, oder scheinen fast alle neu, weil sie von Backsteinen erbaut, mit Kalk eingeschmiert, und trefflich unterhalten sind. In Bremervörde sieht man zuerst Fenster von Spiegelglase, oder wenigstens von dem ausländischen Glase, dessen Scheiben, wenn man von der Straße hinanblickt, gebrochen erscheinen, und durch diese Täuschung sowohl, als durch den Glanz, den sie von sich werfen, hindern, daß man die Gegenstände, die zunächst hinter denselben stehen, recht erkennen kann. Fenster von diesem Glase fanden wir in Cadenberge, Neuhaus, Ottendorf, und Ritzebüttel noch viel häufiger, als in Bremervörde. — Die Straßen

in Walsrode, Rotenburg, und Bremervörde sind nicht nur sehr breit, und luftig, sondern auch sehr gut gepflastert, welches freylich durch die unverwüstlichen Kiesel und Granite, die man in der Nähe hat, sehr erleichtert wird. Wegen des guten Pflasters leidet man in diesen Oertern bey dem schnellsten Fahren lange nicht so sehr von betäubenden Stößen, als in manchen großen, und berühmten Städten unsers Deutschen Vaterlandes.

Die höchste Reinlichkeit herrscht aber nicht bloß in den neuen, und schönen Häusern der wohlhabenden Städte- und Fleckenbewohner, sondern auch in den niedrigen und rauchigen Strohhütten des ärmern, oder weniger prangenden Dörflers. Wir gingen mehrmahl in Bauernhäuser, die von außen nichts als Armuth, oder eine an Armuth gränzende Mittelmäßigkeit versprachen, weil sie keine Schornsteine hatten, und mit schwarzen, oder mit grünem Moose bewachsenen Strohdächern gedeckt waren. Allein gleich beym ersten Eintritt in diese armselig scheinenden Hütten wurden wir auf das angenehmste überrascht. Alle Häuser von nicht ganz armen Bauern, das heißt von solchen, die Pferde und Kühe halten, sind eben so, wie in Westphalen, nach alter Deutscher Art gebaut. An der einen Seite der Diele stehen die Kühe, an der andern

die Pferde; oder wenn man diese in besonderen Ställen unterhält, so besteht die dem Stande der Kühe gegenüber liegende Seite aus einer Reihe von kleinen Gemächern, die entweder zu Schlafstätten des Gesindes, oder auch zur Aufbewahrung von allerley Hausrath dienen. — Im Fond des Hauses ist der niedrige mit Kieseln gepflasterte Heerd, der Versammlungsplatz der Familie, und an den Seiten des Heerdes sind zwey Stuben gebaut, wovon die eine die Wohnstube des Hausvaters und der Hausfrau, die andere aber ein Gastzimmer ist. Auch in dem letztern sind zwar Tische, Stühle, Bett, Tresor, Schränke, Porzellan, kleine Kupferstiche, oder in Rahmen gefaßte Stickereyen nicht modisch oder kostbar, aber bey aller ihrer bäuerischen Einfalt so sauber, daß, wenn man auch an etwas viel besseres gewohnt wäre, man doch nicht mit Mißvergnügen daran denken würde, in einem solchen Zimmer einige Tage zu wohnen und zu schlafen. Noch viel bewundernswürdiger aber muß es allen denen, die mit dem Innern der Hessischen und Calenbergischen Bauerhäuser bekannt sind, vorkommen, daß des unaufhörlichen Torfrauches ungeachtet, der vom Heerde aufsteigt, und in allen Winkeln der Häuser herumkriecht, bis er durch die Thüren Oeffnungen findet, daß dennoch alles kupferne, zinnerne, und messingene Geschirr, das

in langen schimmernden Reihen in der Nachbarschaft des Heerdes aufgestellt ist, beständig rein, und glänzend erhalten wird. Auch die an beyden, oder wenigstens an einer Seite mit Krippen umgebenen Dielen waren meistens so sauber, als wenn sie zum Tanzplatz von Hochzeitgästen bereitet wären. Eine gleiche Sauberkeit fanden wir in dem einfachen Anzuge von Hausvätern, und Hausmüttern, von Kindern und Gesinde, selbst in der Kleidung der Postillons, unter denen mehrere ihre Uhren hatten: eine Erscheinung, die mir in dem übrigen Deutschlande, so viel ich mich besinne, niemahls vorgekommen ist.

Worin liegt nun der Grund der ausgezeichneten Reinlichkeit, und Wohlhabenheit der Haidebewohner, die mit einer eben so auffallenden Einfalt und Abwesenheit aller modischen Pracht im Anzuge und Putze verbunden ist? — Die vornehmste Ursache der Wohlhabenheit der Bewohner von Haidedörfern liegt wahrscheinlich in den geringern Abgaben, die sie, verglichen mit den Calenbergischen Bauern, zu bezahlen haben. Eine andere Ursache aber ist die den Haidebauern eigenthümliche Sparsamkeit, die man sehr richtig daraus abgeleitet hat, daß sie alles, was sie gewinnen, nicht in großen Summen auf einmal empfangen, sondern für viele kleine Artikel zu verschiedenen Zeiten in geringen Summen

einnehmen, wodurch sie den Werth des Geldes mehr, als die Bauern in fruchtbaren Gegenden schätzen lernen. Einer der sichersten Beweise für die Wohlhabenheit und Sparsamkeit des Haidebauern ist dieser, daß er seine Abgaben viel richtiger, als seine Brüder in glücklicheren Gegenden entrichtet: daß er viel seltner um Nachlaß bittet, und eben so selten gewaltsame Zwangsmittel zur Beytreibung rückständiger öffentlicher Schulden nothwendig macht.

Die Abwesenheit von verderblichen Luxus in den Haidegegenden kann man vielleicht nicht allein aus der den Einwohnern natürlichen Sparsamkeit erklären, sondern man muß auch die Entfernung des Heidebauern von Städten, und besonders von großen Städten zu Hülfe nehmen. Da die meisten Bauern und Bäuerinnen niemahls, oder höchst selten in große und üppige Städte kommen; so werden sie nicht zur Nachäffung von städtischer Pracht gereitzt, und es bleibt ihnen, zu ihrem Glück, fast aller Stoff entzogen, wodurch der Hang zum Aufwande, und neuem Putzwerke genährt werden könnte. Anstatt also sich, oder sein Weib, und seine Kinder in modische Zeuge zu kleiden, oder mit vergänglichem Flitterwerk zu putzen, wendet der Haidebauer das Ersparte lieber auf die Erweiterung, oder Verbesserung seiner Ländereyen, auf die Verschö-

nerung seines Hauses, oder auf die Anschaffung von brauchbarem, und dauerndem Hausgeräth. War sein Haus vormahls mit Erdwänden umgeben, oder mit Stroh gedeckt; so baut er nun ein neues aus gebacknen Steinen, und läßt es mit Ziegeln decken. Die wohlhabendsten Bewohner in den Flecken gehen noch einen Schritt weiter. Sie sondern das Wohnhaus von den Ställen ab. Beym Eintritt in solche Häuser findet man an beyden Seiten Wohnzimmer, der Thüre gegen über die Küche, und an der rechten oder linken Seite der Diele des Wohnhauses einen Gang, der mit einer Thüre verschlossen ist, und auf die Dreschdiele führt, an welcher links und rechts Kühe und Pferde stehen.

Die Bewohner der Haidedörfer, und Flecken unterscheiden sich von den Bauern im Calenbergischen nicht bloß durch Wohlhabenheit, Reinlichkeit, und Sparsamkeit, sondern auch durch mehrere andere Vorzüge des Cörpers, des Geistes und Herzens, die einem jeden Beobachter selbst bey einer schnellen Durchreise auffallen müssen. Die Landleute hinter Hannover haben im Ganzen genommen einen höhern Wuchs, eine schönere Bildung, und eine blühendere Farbe, als diesseits der Hauptstadt; und selten sieht man einen jungen Kerl, oder eine junge Dirne, ohne frische rothe Backen, die das

reine Blut eines unverdorbenen Herzens, und einer ungeschwächten Gesundheit verkündigen. Diese cörperlichen Vorzüge scheinen in eben dem Verhältnisse zuzunehmen, in welchem man sich von Hannover entfernt, und dem äußersten von der Nordsee umflossenenen Winkel von Deutschland nähert. Man findet ferner hinter Hannover mehr länglichte Gesichter von edeln Umrissen, als platte und breite: mehr große gebogene Nasen, als kleine und eingedrückte: mehr blaue oder braune, als schwarze Augen: und mehr blonde oder braune, meistens lockige, als schwarze und stracke Haare. Auch hat es mir geschienen, als wenn beyde Geschlechter im Gehen, und in allen übrigen Bewegungen hurtiger und behender, als in unseren Gegenden wären. Einen Theil dieser charakteristischen Vollkommenheiten haben die Haide-Bewohner unstreitig ihrer größern Unschuld, und Wohlhabenheit zu danken. Den größten Theil derselben muß man aber meiner Meinung nach ihrer Lage zuschreiben, die sie vor der Vermischung mit fremdem, besonders undeutschem Blut mehr, als die Bewohner anderer Gegenden bewahrt, und eben deßwegen die ursprüngliche altdeutsche Form unveränderter erhalten hat.

Noch mehr, oder wenigstens eben so sehr, als durch die Bildung zeichnen sich die Landleute

in den Haidegegenden durch den Ausdruck in ihren Gesichtern, und durch ihr Betragen gegen Fremde aus. Blicke und Mienen drücken sichtbar eine liebenswürdige, Zutrauen erregende Milde und Freundlichkeit aus; und man entdeckt nichts von dem tückischen und verschlossenen Wesen, oder von der Schalkheit und Pfiffigkeit, die den Gesichtern gedrückter, oder verdorbener Bauern mit so leserlichen Zügen eingegraben sind. Unsern Erfahrungen nach wurden die freundlichen, offenen, und ehrlichen Gesichter beyder Geschlechter niemahls durch ein entgegengesetztes Betragen widerlegt. Wir kehrten mehrmal in die Häuser von Posthaltern, oder wohlhabenden Bauern ein, ließen uns Wasser, Teller, Messer, Salz, und Servietten geben, verlangten andere kleine Dienstleistungen, und für alle diese Mühe, und den verstatteten Gebrauch von Tischgeräth wollte man gar nichts annehmen: und da wir dieses nicht zugaben; so nahm man die aufgedrungene Kleinigkeit nicht anders, als mit großen Entschuldigungen, und Danksagungen an. In eben diesen Häusern bediente uns nicht eine Magd, oder ein Knecht, oder ein Knabe aus dem Hause, sondern der Hausvater und die Hausmutter selbst; und diese gab ihr Kind einem Mädchen hin, damit wir Fremden alles desto geschwinder, und reinlicher bekommen möchten. Durch eine

solche Dienstfertigkeit würden sich die vornehmen, wenn gleich oft bettelarmen Posthalter und Posthalterinnen in anderen Gegenden unsers Landes, und noch mehr im Hessischen entehrt glauben. Wegen der langen Stationen, und der beschwerlichen Wege, in deren enge Gleise unser Wagen nicht paßte, musten die Postillons wenigstens einmahl anhalten, um ihren Pferden Brod zu geben; allein sie verlangten entweder gar nicht, daß wir für sie bezahlen sollten, oder sie baten darum mit einer so schüchternen Miene, und durch so wiederhohlte Beweise der aufmerksamsten Gefälligkeit, als wenn wir ihnen eine ganz ungewöhnliche Gnade erwiesen. Keiner der Postillons, die uns hinter Hannover fuhren, war in den Künsten erfahren, womit diese Leute in andern Gegenden den Reisenden unter allerley Vorwänden Erhöhungen, oder Zulagen zu selbst reichlichen Trinkgeldern abzulocken, oder abzudringen suchen.

Eine der merkwürdigsten Proben der größern Unschuld oder Reinigkeit von Sitten wird ein jeder Reisender in der Sorglosigkeit finden, die durchgehends in Ansehung der Verwahrung von Häusern, und Zimmern herrscht. Wir schliefen mehrmahl in geräumigen Zimmern, deren Fensterbänke nur einige Fuß über den Boden

erhaben, und die entweder nach allen Seiten hin, oder wenigstens mit der einen Seite gegen das offene Feld gekehrt waren, wo man also auch sehr leicht eine Scheibe hätte ausheben, und hereinsteigen können. Keins von diesen Zimmern war durch Fensterläden gegen Einbrüche geschützt, so wie auch keine Thür einen Schlüssel, oder inwendig einen Riegel hatte. Wenn man aus solchen Einrichtungen sieht, daß die Einwohner gar nicht einmahl an Diebe zu denken scheinen; so fängt man selbst an zu glauben, daß es in so sicheren Gegenden keine Diebe geben könnne, und schläft bey offenen Zimmern ruhiger, als man anderswo kaum hinter verschlossenen, und verriegelten Thüren schläft. So oft ich Abends in den Häusern, in welchen wir die Nacht über blieben, fragte, ob ich den Koffer, und andere Sachen, die ich nicht brauchte, ohne Gefahr auf, und in dem Wagen lassen könnte, antworteten mir der Hausherr, Knechte und Mägde einstimmig, daß ich alles, was ich wollte, sicher im Wagen lassen könne: so groß war das gegenseitige Zutrauen, und so fest der Glaube an die Redlichkeit des ganzen Hausgesindes.

Von Hannover bis Bremervörde kommt man freylich durch manche Strecken, in welchen der Sand bisweilen stark mit Moor-Erde vermischt ist, die letztere aber doch nur selten das

Uebergewicht erhält. Allein gleich hinter Bremervörde breitet sich nach allen Seiten hin ein unabsehliches Moor aus. Solche Moore machen durch die schwarze nackte Sumpferde, und durch das schwarze Moor-Wasser, womit sie angefüllt sind, einen viel unangenehmern Eindruck, als die dürresten Haiden. Um desto erfreulicher muß einem jeden Reisenden der Anblick der neuen Menschen-Pflanzungen seyn, welche die weise königliche Regierung seit einem halben Menschenalter in diesem Moore gleichsam geschaffen hat. Zuerst ist durch das Moor fast eine Stunde lang ein Sandweg angelegt, der zwar für die Pferde nicht sehr bequem, aber doch in jeder Jahrszeit fest ist, da die Moorwege schon vom Herbste an bis fast gegen die Mitte des Sommers in einen schwimmenden unergründlichen Schlamm aufgelöst, und durchaus unfahrbar werden. An beyden Seiten des Weges sind tiefe Gräben gezogen, wodurch ein großer Theil des Wassers, das vorher in dem Moore stand, oder sich sammelte, abgeleitet ist. Von diesen Hauptgräben laufen andere zwar minder breite, aber eben so tiefe Canäle nach beyden Seiten in die Moorflächen hinein, die man zum Theil schon angebaut hat, oder noch ferner anbauen will. Dieser Gräben sind eben so viele, als der Häuser die man errichtet hat, und sie scheinen die natür-

lichen Gränzen der Besitzungen eines jeden Colonisten zu seyn. Durch diese Gräben, und durch die Erde, die man herausgeworfen hat, ist das Moor an beyden Seiten des Weges so ausgetrocknet, und erhöht worden, daß man darauf nicht blos Sommerfrüchte, sondern auch Winterrocken, der schon trefflich aufgegangen war, erzielen kann. Das Cartoffel-Laub, oder Cartoffel-Stroh war zwar so niedrig, daß man es kaum für das, was es war, erkennen konnte: doch schien es nicht schlechter, als was wir in einigen Haidedörfern gesehen hatten. Die Häuser, oder vielmehr die Hütten sind rechts und links in einiger Entfernung vom Wege gebaut, und zwischen dem Wege und den Hütten sind meistens kleine Flecken mit allerley Buschwerk und mit einzelnen Bäumen bepflanzt, die aber freylich noch lange Zeit, und viele Wartung brauchen werden, bevor sie ihren Besitzern Nutzen bringen können. Die Häuser selbst laufen in so langen Reihen fort, daß man sie schwerlich zählen kann. Sie stehen alle gleich weit von einander, und aus diesen gleichen Entfernungen kann man schon schließen, daß einem jeden Colonisten dieselbige Quantität von Moor-Feldern zugetheilt worden sey. Das Land, was einem jeden Colonisten gegeben wird, ist hinreichend, um einen fleißigen Hausvater mit seiner Familie zu ernähren; allein für

mehrere Familien ist es zu klein, und eben deßwegen ist das Gesetz der Untheilbarkeit eingeführt, wie mehrere Leser vielleicht schon aus De Lüc's Briefen wissen werden. Wenn also ein Vater mehrere Söhne hat, so kann nur Einer das väterliche Erbe erhalten. Die Uebrigen können sich, wenn sie wollen, eben so viel unangebautes Land, als der Vater, ausbitten, und sich unter gleichen Bedingungen niederlassen. Der sehr verschiedene Zustand der Häuser, und der sie umgebenden Felder läßt ohne weitere Erkundigung auf den Fleiß oder Unfleiß, die Geschicklichkeit oder Unwissenheit der Kolonisten schließen. Manche Häuser waren geräumig, und sorgfältig erhalten, und von den Besitzern derselben rühmte man uns auch, daß sie nicht nur ihr gutes Auskommen hätten, sondern auch jährlich etwas zurücklegten. Andere Hütten verriethen wenigstens die Kraftlosigkeit ihrer Besitzer, die noch in einem zweifelhaften Kampfe mit den Schwierigkeiten des ersten Anbaus unfruchtbarer Gegenden ringen; und aus solchen Hütten kamen auch häufig Weiber und Kinder hergelaufen, um ein Allmosen zu fordern. Beyde, Mütter und Kinder, waren freylich schlecht gekleidet: doch war ihre Farbe frisch und schön, und diese zeigte, daß ihre Armuth noch nicht in wirkliches Elend, oder in einen niederdrückenden Man-

gel des Nothwendigen übergegangen sey. Hin und wieder endlich standen entweder eingefallene, oder unvollendete Hütten, die von ihren liederlichen Bewohnern, oder Eigenthümern verlassen waren, oder bald werden verlassen werden. Man hat in diesen Gegenden ein Sprichwort, das einen tiefen Sinn hat, und gewiß auf viele Erfahrungen gegründet ist: daß wer auf der Geest nicht arbeite, es auf dem Moore eben so wenig, oder noch weniger thun werde.

Als wir durch die letzte Haide vor Cadenberge, einem der Bremerschen Familie zugehörigen gut gebauten Dorfe fuhren, erinnerte ich mich der Eindrücke wieder, welche die Sandhügel dieser Haide in meiner frühen Kindheit auf mich gemacht hatten. Diese Sandhügel erregten in mir die ersten Bilder von Bergen, und ich durchlebte fast die eine Hälfte meines bisherigen Lebens, ehe ich mir bey Bergen größere, oder viel größere Erhöhungen, als die Sandhügel in der Cadenberger Haide vorstellte. Wie sehr vergrößerten sich meine Bilder von Bergen, als ich die ersten Berge hinter Hannover, und besonders die bey Brügge erblickte! Und wie klein waren wiederum diese gegen die mit ewigem Eise bedeckten Alpen, deren gigantische Umrisse das Auge kaum fassen, und die Phantasie nicht lange in ihrer ganzen Größe und Klarheit erhalten kann!

Gleich hinter Cadenberge fängt die Marsch, oder der fette Boden des Amtes Neuhaus an, der aber noch eine gute Strecke mit Sande vermischt ist. Der Flecken Neuhaus übertrifft alle Oerter, die ich bisher genannt habe, an Schönheit von Häusern. Eine Reihe derselben ist auf dem Damm, oder nach der Landessprache auf dem Deiche gebaut, der gegen das Aufschwellen eines mehr tiefen als breiten Flusses, der Oste, aufgeführt ist. Von diesem Damm hat man eine unbegränzte Aussicht in das Land Kedingen, das von der Elbe und Oste eingeschlossen ist, und in Ansehung der Fruchtbarkeit des Bodens, sowohl, als in Ansehung der Wohlhabenheit des Landmanns, und der Pracht der Bauerhöfe mit allen benachbarten Marsch-Ländern wetteifert. Aus großer Ferne glänzten die Häuser, und Scheuern der Kedinger hervor, weil sie mit sehr lebhaften Farben neu überstrichen waren.

Ohngefähr auf dem halben Wege zwischen Neuhaus und Otterndorf, die eine Meile von einander entfernt sind, fährt man bey dem Belumer-Baum in das Land Hadeln ein, wo man bald merkt, daß, wenn auch die Ergiebigkeit des Bodens nicht größer ist, als in dem Amte Neuhaus, der Wohlstand des Landmanns, und die Kunst des Ackerbaus um vieles größer seyn müsse.

Wenn eine außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens: wenn die höchste Mäßigkeit von Grund- und Vermögensteuer, die ganz allein von eingebohrnen, und selbst gewählten Einnehmern gehoben wird: wenn eine gänzliche Befreyung von Einquartirungen und allen übrigen Abgaben, die in andern Gegenden von Deutschland für nothwendig gehalten werden: wenn die gröste persönliche Sicherheit, und Unabhängigkeit von dem willkührlichen Verfahren höherer Bedienten: wenn eine glückliche Unbekanntschaft mit den Dienstleistungen ehemaliger Leibeigenen: wenn endlich eine beneidenswerthe Leichtigkeit, alle gewonnene Früchte zu Wasser gleichsam in die erste Hand zu verkaufen, und alles was man braucht, aus der ersten, oder zweyten Hand einzukaufen, den Landmann glücklich machen könnten; so müste der Hadelische Landmann unstreitig der glücklichste, oder Einer der glücklichsten auf der ganzen Erde seyn. Und in der That wird man auch in Deutschland schwerlich eine Gegend finden, wo der Bauer so gar nicht gedrückt wird, und wo er so vieler Freyheiten, und eines so hohen Wohlstandes genießt, als in dem an den äußersten Winkel von Deutschland hingeworfenen Hadeler Ländchen. Vielleicht bin ich künftig im Stande, von dieser in aller Rücksicht, besonders aber in Ansehung seiner eigenthümli-

chen Verfassung, und Rechte höchst merkwürdigen Lande eine genauere Beschreibung zu liefern. Jetzt will ich nur einige Anmerkungen hersetzen, die ein jeder anderer Reisender eben so gut, als ein im Lande Geborner, hätte machen können.

Wenn man die kleine Stadt Otterndorf und eilf andere kleinere, und größere Dörfer und Flecken, die man Kirchspiele nennt, ausnimmt; so ist das ganze übrige Land, (das zwey Meilen lang, und eben so viele breit seyn soll,) in lauter einzeln liegende Bauernhöfe von sehr verschiedener Größe eingetheilt, die man gemeiniglich in zwey Classen, nämlich in große, und kleine Höfe zerlegt. Große Höfe nennt man diejenigen, auf welchen 8 bis 24 oder gar 30 Pferde zu den Arbeiten des Feldes unterhalten werden. Kleine Bauernhöfe hingegen sind solche, deren Besitzer nur zwey bis sechs Pferde haben; und solche kleine Bauern werden in der Landessprache Köter genannt. In der Nähe der großen Höfe wohnen immer einige sogenannte Meier, oder Beysitzer, deren Vorfahren von den ältesten Gutsbesitzern einige Stücke Landes zu einem kleinen Garten, und zur Erzielung des nöthigen Getraides unter der Bedingung gekauft, oder erhalten haben, daß sie ihren Lehnsherrn (denn so kann man sie nicht ohne Ursache nennen) und deren Nachkommen, so oft diese ihre Hülfe

brauchen würden, für den gewöhnlichen Tagelohn arbeiten sollten. Diese Dienstpflichtigkeit wird von Seiten des Gutsbesitzers dadurch vergolten, daß er die Ländereyen seines Meiers für einen gewissen Preis durch seine Pferde und Geschirr bestellen läßt.

Alle größere, und kleinere Höfe, und selbst die Häuser von manchen Beysitzern haben eine so genannte Hofstätte, oder einen freyen Rasenplatz um sich, auf welchem das junge Vieh seine erste Nahrung finden, das Hausgeflügel umherirren, die Wäsche ausgebreitet, und eine ungehinderte Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Haußhaltungs-Gebäuden unterhalten werden kann. Diese Hofstätte, deren Umfang mit der Größe des Guts, oder Hofes immer in genauem Verhältnisse steht, ist mit einem tiefen und breiten Graben umgeben, der in den ältesten Zeiten wahrscheinlich auch zur Sicherheit gegen die Anfälle von Seeräubern so breit und tief gegraben wurde, als er jetzt erhalten wird, damit das junge Vieh, und das Geflügel sich nicht verlaufen, und den nahe liegenden Feldern schaden möge. Der innere Rand des Grabens ist allemahl mit hohen Bäumen, meistens Weidenbäumen bepflanzt, wodurch die Gewalt der häufigen und heftig wüthenden Stürme zum Theil gebrochen wird. Der kleine Raum, der zur Ein-

fahrt offen bleibt, ist entweder mit einem hohen und festen Schlagbaum, oder gar mit einem kleinen Thore verwahrt, das bisweilen mit übermüthiger Pracht aufgeführt, und ausgeschmückt wird. Durch die vielen mit Cränzen von Bäumen umgebenen Höfe, die man allenthalben um sich sieht, erhält das sonst flache Land eine Mannichfaltigkeit, deren man eine durchaus ebene, und hügellose Fläche kaum fähig glauben sollte.

Wenn nicht die Wohnhäuser sowohl, als die Haushaltungs-Gebäude (das Backhaus etwa ausgenommen) um der heftigen Stürme und Regengüsse willen, und zur Erhaltung einer größern Wärme mit Stroh gedeckt wären; so würden Fremdlinge einen jeden großen Bauernhof für einen Edelsitz halten *). In dieser Meinung würde ein Fremdling noch mehr bestärkt werden, wenn er das Innere der Häuser mancher großen Bauern untersuchte, und dann die Dielen mit ganzen Reihen kostbarer Schränke von Eichen- oder Nußbaumholz besetzt, eine Folge von Zimmern mit neuen Tapeten ausgeschlagen, die Zimmer selbst mit schönen Möbeln

*) Ich überhebe mich hier einer genauern Beschreibung der Einrichtung eines großen Hadelischen Bauernhofes, da ich dem Herrn Hofr. Beckmann dergleichen mitgetheilt habe, von welchem sie auch vor etwa sechs Jahren in die Beyträge zur Oekonomie u. s. w. eingerückt ist.

versehen, und die Tische mit feinem Porcellan, und silbernem Caffee- und Theegeschirr ausgeschmückt fände. Jeder Hof hat die dazu gehörigen Ländereyen zunächst um sich, so, daß man auch die entferntesten in kurzer Zeit erreichen kann. Die Ländereyen bestehen der Regel nach aus gleichförmigen sehr langen und breiten Feldern, die durch tiefe Gräben sowohl von einander, als von den Wegen, an welche sie hinanlaufen, getrennt sind. Diese Gräben dienen nicht nur zur Befriedigung der Aecker, die von ihnen eingefaßt werden, sondern sie sind auch zur Ableitung des Wassers in einem feuchten und flachen Boden nothwendig, in welchem das Getraide sonst in regnichten Herbst- und Frühlingszeiten ersaufen würde. Solche Gräben werden der Regel nach alle 10 oder 12 Jahre mit großen Kosten von neuem ausgegraben, die aber der fette allmählich abgespülte, und den Feldern wiedergegebene Schlamm in wenigen Jahren mit reichen Procenten wieder einbringt. In keinem der fruchtbarsten Länder von Deutschland, die ich gesehen habe, machen die Fruchtfelder einen so starken Eindruck, als in den fetten Marsch-Gegenden an der Weser und Elbe. In diesen Gegenden, und also auch im Lande Hadeln, sind die Felder nicht nur länger und breiter, und einander mehr gleich, als anderswo, sondern sie sind

auch in der Mitte prächtig gewölbt, erheben sich mehrere Fuß hoch über die Wege, von welchen man sie betrachtet, und fallen auch deßwegen besser in's Auge, weil sie durch die neben ihnen hinlaufenden Gräben schärfer abgeschnitten, und stärker bezeichnet werden. Man erstaunt über die Ergiebigkeit des Bodens, und über die Sorgfalt der Bearbeitung, wenn man unabsehliche Aecker mit dem jungen üppigen Winter-Rübe-Saamen bedeckt sieht, welcher der einen Hälfte des Landes, dem sogenannten Hoch-Lande, oder hohen Lande im Durchschnitt jährlich 40000 Thaler einbringen soll, bevor die eigentliche Erndte ihren Anfang nimmt.

Ein Theil der Ländereyen, die zu jedem Hofe gehören, bleibt zu Weiden liegen, die in Hadeln, wie in allen ähnlichen Ländern in zwey Arten abgetheilt werden: in gewöhnliche, und in Fettweiden. In die ersteren treibt man die Kälber und Kühe, in die anderen die Ochsen, die fett werden sollen: weswegen sie auch Fettweiden genannt werden. Ochsen, die einen Sommer durch auf solchen Fettweiden gegrast haben, sind im Herbste eben so fett, als wenn man sie die gewöhnliche Zeit durch auf dem Stall gemästet hätte. Kühe und Ochsen bleiben den ganzen Sommer durch bis in den späten Herbst Tag und Nacht auf der Weide, und dieses ist

um desto mehr in einem Lande zu verwundern, wo wegen des feuchten und kalten Bodens, und der heftigen Stürme, Regen, und Nebel feinere Gemüse und Obstarten entweder gar nicht gedeihen, oder wenigstens von einem viel schlechtern Geschmack, als in unsern Gegenden sind.

Alle Arten von häuslichen Thieren sind im Lande Hadeln, und in den übrigen Marsch-Ländern schöner, größer, oder fetter, als in andern fruchtbaren Gegenden von Deutschland. Die Pferde sind im Lande Hadeln nicht so fein von Bau, als in Holstein, aber meistens größer, stärker, und dauerhafter. Die Kühe sind nicht nur größer, höher, und länger von Leibe, als im Calenbergischen, sondern sie geben auch viel mehr, und fettere Milch, weßwegen auch die Butter viel fetter ist. Die Stiere sind bis in den späten Herbst so wild, daß Fremde sich nicht ohne Lebensgefahr auf die Weiden, in welchen sie gehen, wagen können. Am meisten unterscheiden sich die Schweine der Marsch-Länder, von denen, die man in anderen Provinzen von Deutschland kennt. Alte gemästete Schweine werden 400 bis 500 Pfund und darüber schwer, und junge Schweine, die in demselbigen Jahre, in welchem sie geworfen sind, geschlachtet werden, wiegen 180 bis 200 Pfund. Auch die Gänse sind von so großer Art, daß sie, wenn sie ausgeweidet,

und gerupft sind, nicht selten 24 bis 26 Pfund halten.

Die Fruchtbarkeit des Bodens in den Marschländern zeigt sich nicht bloß in den unvernünftigen, sondern auch in den vernünftigen Thieren. Die Bewohner dieser fetten Gegenden sind im Durchschnitt größer, schöner und kraftvoller, als ihre Nachbaren auf der Geest. Diese Vorzüge haben sie unstreitig ihrer stärkern Arbeit, und den vielen und nahrhaften Speisen zu danken, welche sie beständig genießen. Das arbeitende Landvolk im Lande Hadeln hält täglich fünf Mahlzeiten, und in der Erndte noch einige mehr; und an den meisten dieser Mahlzeiten werden Mehlklöße und Speck, oder geräuchertes und gepöckeltes Fleisch aufgetragen. Gegen Gemüse hat das Landvolk in den Marsch-Gegenden einen Abscheu, ausgenommen gegen trockene Erbsen und Bohnen, und gegen den braunen Kohl, der fast immer zerhackt, und mit Schweinefleisch als Suppe gegessen wird. Cartoffeln werden nur von Armen, oder von Liebhabern in der Stadt, und unter den wohlhabenden Landleuten gebaut. Dem Gesinde auf den großen Höfen dürfen sie nicht aufgetragen werden; denn Knechte und Mägde würden eher einen guten Dienst verlassen, als sich zu dem Essen von Cartoffeln be-

quemen*). Das tägliche Essen von Mehlklößen ist nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt allgemein, und hieraus muß man fast schließen, daß der Grund zu diesem allgemeinen Hange im Klima selbst liege: wiewohl es auf der andern Seite scheint, als wenn der beständige Genuß einer so harten Speise bey geringer Bewegung in einem so feuchten Klima, als die Marsch-Länder haben, schädlicher, als in trocknern Gegenden seyn müste. Nicht weniger räthselhaft sind mir andere Erscheinungen in der Natur der Marsch-Bewohner. Ungeachtet der Landmann im Lande Hadeln in einem feuchten erschlaffenden Klima wohnt, und täglich Speisen genießt, die dem Ansehen nach die Wirkungen des Klima verstärken, und Trägheit oder Schwerfälligkeit hervorbringen müßten; so ist er doch viel thätiger, arbeitsamer, und jovialischer, als anderswo; und man wird nicht leicht selbst in Weingegenden unter einer gleichen Anzahl von Menschen so viele Personen von feuriger Natur, von auffallender Schnelligkeit in Reden und Handlungen, von rascher Entschlossenheit im Handeln, und von überfließender muthwilliger Munterkeit, als in den niedrigsten und feuchte-

*) Dieß hat sich in den letzten Jahren geändert. Cartoffeln werden auch vom Gesinde gegessen: nur dürfen sie nicht so oft, als in unsern Gegenden aufgetragen werden.

sten Gegenden von Deutschland finden. Die vielen und nahrhaften Speisen, an welche selbst das Gesinde auf den großen Höfen von Kindheit auf gewöhnt wird, sind gewiß der Hauptgrund, warum die Hadeler so abgeneigt gegen Kriegsdienste, und besonders gegen den Dienst unter dem Fußvolke sind. Man nimmt sie auch, wie ich höre, nicht gern unter die Infanterie-Regimenter auf, weil man weiß, daß sie bey der geringern Kost, welche ihnen ihre Löhnung gewährt, zusammenfallen, oder wohl gar sterben. Einen viel größerern Hang, als zum Kriegsdienste, haben die Hadeler, und die übrigen Anwohner der Weser und Elbe zur Schifffahrt, ungeachtet die Matrosen-Kost nicht viel besser, als die des Infanteristen seyn mag. Bey gleich schlechter Nahrung aber hat der Seedienst vor dem Landdienst den großen Vorzug, daß man sich im erstern in wenigen Jahren beträchtliche Summen zusammensparen kann. Es giebt daher auch in den Marsch-Ländern viele Personen, die sich als Seefahrer ein gutes Stück Geld erworben, oder die wenigstens in ihrer Jugend mehrere Reisen nach West- und Ost-Indien gemacht haben.

Die Natur des Bodens begünstigte von jeher die Eintheilung der Ländereyen in größere Höfe vielmehr, als die in kleine. Zerstückelung

des Landes in kleine Höfe ist nur da möglich, oder zuträglich, wo der Acker mit wenigen Kosten, und wenigem Zugvieh, und Geschirr gut bearbeitet werden kann. In den Marsch-Ländern hingegen lassen sich zuerst Zugochsen gar nicht brauchen, weil diese in den tiefen schlammigen Wegen, und in dem erweichten Lande ganz versinken würden. Man kann ferner nicht weniger, als vier Pferde vor einen Pflug, oder eine Egge spannen, und wenn ein Feld gebracht, und von neuem begraben, d. h. mit dem Schlamm von neu ausgeworfenen Gräben überworfen worden ist; so sind meistens sechs Pferde nöthig, um den Pflug durch den schweren Boden zu bringen, und um die Erdschollen mit der eisernen Egge zu brechen. Wenn endlich die Ländereyen recht sorgfältig gebaut werden sollen; so verlangen sie einen Besitzer der mehrere Hunderte von Thalern auf einmahl daran wenden, und den Ertrag des seinen Aeckern anvertrauten Capitals mehrere Jahre durch abwarten kann: welche Vorschüsse nur wohlhabende Landleute, nicht aber kleine Bauern ertragen können. Der Regel nach sind also die Felder um desto besser bearbeitet, und um desto ergiebiger, je größer die Höfe, und je reicher die Bauern sind, denen sie zugehören. Unter den Vortheilen, welche die Größe der Bauernhöfe, nd die Wohlhabenheit der Bauern

haben, muß man auch diese nicht vergessen, daß der Landmann nicht, wie in anderen Gegenden, genöthigt wird, seine Früchte zur Unzeit auszudreschen und zu verkaufen. Auf den großen, und gut eingerichteten Höfen fängt man mit dem Dreschen des Getraides nicht eher an, als nachdem die ganze Saat bestellt ist, und die Winterknechte ihren Dienst angetreten haben. Auf solchen Höfen wird das ausgedroschene Getraide bis, oder nach Ostern aufgeschüttet, wo es gewöhnlich im höchsten Preise steht, und mit dem größten Vortheil für den Gewinner, und für's ganze Land verkauft wird. Zuletzt können wohlhabende Bauern ihren Söhnen einen bessern Unterricht geben lassen, als ärmere, die ihre Kinder fast gar nicht entbehren können: und die Bauern selbst haben eben deswegen, weil sie keine schwere Handarbeit verrichten, mehr Muth und Muße, sich selbst auszubilden, und neue Versuche und Verbesserungen in der Landwirthschaft zu machen, und nachzuahmen. Reiche Bauern schicken ihre Söhne nicht selten auf die Lateinische Schule, wo sie meistens doch so viel lernen, daß sie sich nachher mit der Lesung unterhaltender, oft auch nützlicher Bücher die Zeit vertreiben können. Man hat es in den Marschländern, wie in andern Gegenden bemerkt, daß der Wachsthum des Wohlstandes und der Auf-

klärung des Landmanns den günstigsten Einfluß auf die Verbesserung des Ackerbaus gehabt hat.

Alle diese Vortheile der großen Höfe werden meinem Urtheil nach durch die daher entstehende geringere Bevölkerung, und den dadurch veranlaßten schädlichen Luxus nicht gleich gewogen, und noch viel weniger überwogen. Es ist ausser allem Zweifel, daß ein District, der in große Höfe abgetheilt ist, weniger Menschen enthält, als er enthalten würde, wenn er in kleinere Güter zerlegt wäre. Allein zuerst ist es zweifelhaft, ob es für das Ganze besser sey, daß in einem Lande wenigere, aber glückliche Menschen, oder daß mehrere, aber solche Menschen darin wohnen, die ihres Lebens nur selten froh werden können. Wenn aber auch diese Frage zum Vortheil der größern Bevölkerung entschieden wäre; so ist es doch meinem Urtheil nach gewiß, daß solche Gegenden, als die Marsch-Länder sind, durch die Zerstückelung der großen Güter in kleinere, wenn auch an Menschen gewinnen, wenigstens in Rücksicht auf Anbau, und auf den Ertrag von Früchten verlieren würden. Man darf daher bey den gerechten Klagen über den Luxus der Bauern in den Marsch-Ländern nicht vergessen, daß, wenn auch ein großer Theil der erzielten Producte für ausländische Waaren hingegeben, und eben dadurch vielen Hunderten von Menschen, die davon

hätten leben können, entzogen wird, daß vieles von diesen Producten durch die größere Betriebsamkeit, Kunst, und Wohlhabenheit des Landmanns errungen worden ist.

Meinen Erfahrungen nach ist der Luxus unter wohlhabenden Landleuten, und in kleinen Städten, die viele Capitalisten zu Einwohnern haben, verderblicher, als in größeren Städten, in welchen eine höhere Aufklärung verbreitet ist. Wenig gebildete Menschen suchen, und glauben einander vorzüglich durch den äußern Pomp ihres Reichthums zu übertreffen, und haben viel weniger, als die aufgeklärteren Einwohner größerer Städte, die Stärke der Seele, die dazu erfordert wird, den Beyspielen verschwenderischer, oder prunkender Thoren zu wiederstehen. Es darf daher nur Ein Landmann eine neue Art von Pracht in sein Haus einführen, oder seiner Frau eine neue Art von Putz, und kostbarer Kleidung verschaffen, damit viele Andere ein gleiches thun. Unter solchen Nachahmern sind fast immer Einige, die reichern nacheifern, ohne ihre geringern Kräfte zu Rathe zu ziehen: und wenn dann mehrere unglückliche Jahre hinter einander kommen; so wird die unüberlegte Prachtliebe nur zu oft durch einen unvermeidlichen Bankerott gestraft. Seit einem Menschenalter ist der Luxus unter den reichen Landleuten in den Marsch-Län-

dern so sehr gestiegen, daß seidene Strümpfe, und feine tuchene Kleider mit seidenem Unterfutter, und goldgesponnenen Knöpfen an den Männern eben so wenig, als die kostbarsten Spitzen, und die schwersten seidenen Zeuge an den Weibern auffallen.

In den kleinen, aber reichen Städten, und Flecken dieser Gegenden ist außer einer unüberlegten Eitelkeit, noch der Mangel von bestimmten Pflichtarbeiten, oder von nützlichen Beschäftigungen die Ursache des Unterganges vieler Familien. Junge und reiche Leute wollen andern noch reichern in der Verzierung von Häusern, und Zimmern, in Kleidern und Putz nicht allein nichts nachgeben, sondern sie verfallen auch, weil sie nichts zu thun haben, in alle Unordnungen der müßigen Geschäfftlosigkeit: besonders in die Ausschweifungen der Völlerey, und des Spiels. Man erschrickt, wenn man hört, wie viele und große Erbschaften in wenigen Jahren durch eine unverzeihliche Liederlichkeit zusammen geschmolzen sind.

Nach dem, was ich gesagt habe, werden gewiß die meisten Leser darin mit mir übereinstimmen, daß der kleinern Bevölkerung, und des höhern Luxus ungeachtet, die aus den großen Gütern entstehen, es dennoch ein weises Gesetz sey, daß die größeren Höfe untheilbar bleiben. Dem Hadelischen Landrechte zufolge erbt, oder

erhält der jüngste Sohn allemahl den väterlichen Hof. Die Eltern statten gewöhnlich die Töchter, und erstgebornen Söhne nach ihrem Vermögen aus, und übergeben, wenn sie alt werden, dem jüngsten Sohn ihr ganzes Gut für einen mäßigen Preis, der dem Gutserben immer einen großen Vortheil, oder in der Landessprache zu reden, einen beträchtlichen Durchschlag vor seinen Geschwistern verschafft. Nach der Uebergabe des Hofes ziehen die bisherigen Besitzer entweder in die Stadt, oder in den Flecken, dem sie am nächsten wohnten, und leben von den Naturalien, die sie sich jährlich ausbedungen, und von den Zinsen des Capitals, weches sie sich vorbehalten haben. Bisweilen bauen sich die Eltern ein kleines Haus, in der Nchbarschaft ihres ehemahligen Hofes, und dieß nennt man, so viel ich weiß, im eigentlichen Verstande s i c h a u f d e n a l t e n T h e i l s e t z e n.

In dem benachbarten Lande Wursten gilt das Untheilbarkeits-Gesetz nicht, das im Lande Hadeln die großen Höfe erhält. Nach dem Tode des Vaters theilen sich die Söhne in die nachgelassenen Ländereyen, woraus ein manichfaltiger Schade für das ganze Land entsteht. Die Gebäude, die einem großen Hofe angemessen waren, sind dem Sohne, der nur einen Theil desselben erhalten hat, zur Last, und müssen entweder bald

verfallen, oder doch wenigstens schlecht unterhalten werden. Die übrigen Söhne, denen Ländereyen ohne Häuser, und Haushaltungs-Gebäude zu Theil werden, haben weder Lust, noch Verlag, dergleichen zu errichten. Sie verwandeln daher Fruchtfelder in Weiden, die leicht vermiethet, oder verpachtet werden können; und auf diese Art nimmt die bey der oft einfallenden Viehseuche höchst gefährliche Viehzucht immer mehr und mehr auf Kosten des Ackerbaus, der Bevölkerung, und der Betriebsamkeit zu.

Da die Zahl von Einwohnern, von Gebohrnen, und Gestorbenen in den verschiedenen sehr ungleichen Theilen des Landes Hadeln nicht zuverlässig bekannt ist; so kann man auch über die Bevölkerung der fruchtbaren, oder eigentlichen Marsch-Gegenden nicht mit der zu wünschenden Genauigkeit und Gewißheit reden. Höchst merkwürdig aber waren mir die Nachrichten, die ich von einem einsichtsvollen Prediger erhielt: daß seinen Untersuchungen nach in vier Kirchspielen während eines Zeitraums von funfzig Jahren ein Viertel mehr Mädchen als Knaben wären geboren worden, und daß von den letzteren dennoch mehrere, als von den erstern gestorben seyen: daß das hohe Land, besonders Otterndorf, und Altenbruch, der reichste und größte Flecken, jährlich an Menschenzahl verliere und aus dem

Sied-Lande wieder ergänzt werden müsse; daß endlich das ganze Land jährlich nur um wenige Menschen reicher werde, und vielleicht in zehn Jahren nicht so viele Menschen gewonnen habe.

Die Ursache der fast unglaublichen Ueberzahl der weiblichen Geburten wage ich gar nicht zu ergründen, da dem Anscheine nach das männliche Geschlecht verhältnißmäßig stärker, als das weibliche ist. Die Hauptursache des geringen Anwachses der Bevölkerung des ganzen Landes, und der Abnahme der Volksmenge in den fruchtbarsten Gegenden liegt in der Ungesundheit des Klima, das sich auf keine Art verbessern läßt. Da alle Felder im Hochlande mit Gräben umzogen sind, die weder Abfluß, noch Zufluß haben, und ohne diese Gräben kein Feldbau möglich wäre; so sind, und bleiben immerdar unzählige Moräste eröffnet, die besonders in trockenen Sommern, und Herbsten die Luft mit mephitischen Dünsten vergiften. Die aus dem stehenden und faulenden Grabenwasser emporsteigenden Dünste verderben die Luft manchmahl auf eine so merkliche Art, daß, wenn man auch bei frischem Ostwinde auf das Land fährt, man beständig einen widerlichen Todten- oder Gräbergeruch empfindet. Die feuchte Luft ist Fremdlingen so feindselig, daß diese sich selten einige Jahre im Lande aufhalten, ohne eine Krankheit aus-

zustehen, um dadurch gleichsam dem Lande acclimatisirt zu werden. Selbst die Eingebornen können den schädlichen Einflüssen des vaterländischen Himmels nicht widerstehen. Es vergeht fast kein Jahr, in welchem nicht irgendwo epidemische, oder ansteckende Krankheiten ausbrächen, und mehrere Hunderte von Menschen, besonders von der geringern Classe wegrafften, die in engen, und dunstvollen Zimmern wohnen. Die Luft ist auch bey trockenem Wetter so sehr mit Dünsten angefüllt, daß Wäsche und Kleider stets feucht anzufühlen sind, und gestärkte Leinwand, oder neuer Flor sogleich ihre Steifigkeit verlieren. Diese Feuchtigkeit ist wahrscheinlich die Hauptursache, daß die Einwohner sich viel wärmer kleiden, und viel wärmer schlafen, als man in trockneren Gegenden zu thun gewohnt ist. Zu verwundern aber ist es, daß selbst wohlhabende Personen in der Stadt ohne Ausnahme an der Erde wohnen, ungeachtet die Zimmer an der Erde feucht und ungesund seyn müssen, und diese ihre Eigenschaft auch meistens durch einen dumpfigen Geruch verrathen.

Die Stadt Otterndorf, die besser, als irgend eine andere mir bekannte kleine Stadt in den Hanöverischen Landen gebaut ist, liegt eine kleine Viertelstunde von dem Elb-Deiche, der das ganze Land gegen die Fluthen des aufgeschwellten Flusses schützt. Bevor dieser Damm gezogen war,

wurde das ganze Land unstreitig bey jeder hohen Fluth überschwemmt, und nur die höheren, zum Theil von Menschen selbst aufgeworfenen hügelichten Stellen konnten mit einiger Sicherheit bewohnt werden. Den Deich, so wie er jetzt ist, kann man als ein sich immer mehr und mehr vervollkommnendes Werk vieler Menschenalter ansehen, an welchem noch immer gebessert wird. So wohlhabend das Land ist; so würden doch seine Kräfte nicht hinreichen, einen solchen Damm auf einmahl von Grund aus zu errichten; denn man versicherte mir, daß allein die dießjährigen Verbesserungen, die man um der grösten Sicherheit willen nothwendig gefunden hat, vielleicht 60 bis 70000 Thaler kosten würden. Der Deich, oder Damm ist dem Augenmaaß nach wenigstens 40 Fuß hoch. An der Seite, die nach dem Lande zugekehrt ist, steigt er auf einmahl steil empor, so, daß man ihn an solchen Stellen, wo keine Fußsteige, oder Auffahrten gemacht sind, nur mit großer Mühe hinanklimmt. An der Elb-Seite hingegen fällt er in einer allmähligen Senkung ab, und hat selbst von den Puncten an, wo man keinen merklichen Abfall mehr wahrnimmt, einen breiten Vorgrund von Weiden vor sich, die man Aussen-Deiche nennt, und die fast eine Viertelstunde breit sind. In diese Aussen-Deiche, die zwischen dem hohen Damm, und

dem Ufer der Elbe liegen, treibt man den Sommer durch zahlreiche Heerden von großem, und kleinem Vieh; und vor etwa zwanzig Jahren hat man es mit dem glücklichsten Erfolge versucht, die höchsten Stellen derselben mit breiten Gräben zu umziehen, und mit Winterfrüchten zu besäen. Solche Saatfelder wurden fast immer, bevor man die Früchte sammeln konnte, bey hohen Fluthen überschwemmt, ohne daß die Früchte Schaden litten. Die breiten Aussen-Deiche sind die Hauptursache, daß die Hadelischen Dämme seltener beschädigt, oder durchgebrochen werden, als in andern Gegenden an der Elbe, wo die hohen Deiche sich unmittelbar vom Ufer an erheben. Auf den Aussen-Deichen nämlich werden die Wellen schon so gebrochen, daß sie mit ihrer geschwächten, oder getheilten Kraft dem hohen eigentlichen Damm keinen beträchtlichen Schaden mehr zufügen können. Bey gewöhnlich hohen Fluthen werden die Aussen-Deiche ganz überschwemmt, und nicht selten steigt das Wasser so hoch, daß die letzten gebrochenen Wellen über den Damm schlagen. Seit dem Jahre 1717 ist der Elb-Damm niemahls ganz zertrümmert, und auch das Land nicht überschwemmt worden. Allein in dem eben genannten Jahre wurde der Elb-Damm am Weihnachts-Abend an mehreren Stellen von der durch einen heftigen Sturm em-

pörten Elbe durchgewühlt; und von ihren mit unglaublicher Gewalt hereinstürzenden Wogen wurden viele Häuser und Höfe weggespült, mehrere Hunderte von Menschen, und viele tausend Stück Vieh ersäuft, und selbst beträchtliche Fahrzeuge, die der Gewalt des Wassers und des Windes nicht widerstehen konnten, wurden über den Damm geworfen. Das Andenken dieser schrecklichen Nacht feiert man auf ewige Zeiten jährlich in einer Betstunde, die am Vorabende des Weihnachts-Festes gehalten wird.

An den Ufern Deutscher Ströme giebt es wenige so hinreissende Aussichten, als man auf dem Elb-Damm nahe bey Otterndorf hat. Rechts sieht man den Grösten der Europäischen Ströme, der bey Otterndorf schon zwey Deutsche Meilen breit ist, aus großer Ferne in stiller Majestät daher kommen, und links kann man seinen gegen das nahe Weltmeer gerichteten Lauf bis gegen Cuxhaven hin verfolgen. So weit man bey heiterem Wetter das breite und spiegelhelle Bett der Elbe überschauen kann, entdeckt man auf- und absegelnde Schiffe, die bald mit großer Schnelligkeit vorüberfliegen, bald aber sich so langsam bewegen, als wenn sie stille stünden. An dem gegenseitigen Hollsteinischen Ufer nimmt man nur kaum die Thurmspitzen, und rothen Dächer der am Gestade liegenden Oerter wahr, und auch diese

verschwinden, wenn man von dem Deich an den Hafen hinabsteigt. Wenn man endlich auf die Elbe selbst hinaus fährt; so breitet sie sich nach Hamburg hinauf in ein durchaus unübersehliges Meer aus, wo man weder Ufer noch andere Gränzen mehr finden kann. Hier unterscheidet die Elbe sich von anderen Strömen, die man im innern vom Meere entfernten Deutschlande sehen kann, nicht nur durch ihre Breite, sondern auch durch die Farbe, und den Geschmack des Wassers, durch die größeren, sich kräuselnden, und schäumenden Wellen, und selbst durch die Bewohner, die sie mit dem Ocean gemein hat. Als ich sie das letzte Mahl befuhr, lag auf der letzten kleinen Erdzunge vor dem Hafen ein junger Seehund, der so unbefangen oder furchtlos war, daß er unser Boot nicht nur ruhig herankommen, sondern auch um sich herumfahren ließ, ohne andere, als solche Bewegungen zu machen, die uns das Thier von allen Seiten zeigten. Wenn unsere Begleiter eine Kugelbüchse gehabt hätten, wie sie oft haben; so würde das unerfahrne Thier seine Sicherheit mit dem Leben haben büßen müssen.

Mit sehr gemischten Empfindungen sah, und betrat ich an der Elbe die Stellen wieder, wo ich viele der glücklichsten Stunden meiner frühern Jugend durchschwärmt hatte. Manche längst ver-

verschwundene Scenen boten sich mir auf ein=mahl in einer ungewöhnlichen Klarheit, und mit dem Glanze frischer Erinnerung dar, anstatt daß andere gleichzeitige wichtigere Begebenheiten in einem Dunkel liegen, als wenn sie in einer vormahligen, von dem gegenwärtigen Leben durch einen Todesschlummer getrennten Periode meines Daseyns vorgefallen wären. In den ersten Jahren des entfesselten, und mit seiner ganzen Kraft emporstrebenden Geistes, und des warmen ungetheilten, durch Nichts Gegenwärtiges zu befriedigenden Herzens, eilte ich ohne alle andere Begleiter, als meinen Seneca oder Rousseau an die prächtigen Ufer der Elbe setzte mich hier in den Schooß der großen mich umgebenden Natur nieder, und durchwandelte dann an der unsichtbaren Hand meiner stillen Führer ferne Welten und Gegenden, besonders die romantischen Ufer des Genfer=Sees, die meine Einbildungskraft sich lange zu ihrem süßesten Ruheplatze, und gleichsam zu ihrem Elysio auf Erden wählte. Wenn endlich der erschöpfte Geist aus den zauberischen Gefilden der Phantasie zurückkehrte; so sank ich in eine behagliche Ruhe, in eine Art von Schlummer und Auflösung der Natur hin, dergleichen gemeiniglich auf hohe Entzückungen, oder Anspannungen der Einbildungskraft zu folgen pflegt.

Aus diesem Nachgenuß idealischer Welten, und Träume erwachte ich ungern zum Bewußtseyn einer wirklich beneidenswerthen Lage, in welcher aber die Erfüllung der feurigen jugendlichen Wünsche und Entwürfe zu fern schien.

Von einer ganz andern Art waren die Freuden, die ich an den Ufern der Elbe genoß, wenn heftige Nord-West-Winde tobten, und nicht nur die sich sträubenden Gewässer der Elbe aufhielten, sondern sie auch gewaltsam mit den schwarzen vor sich her gepeitschten Fluthen des Oceans vermischten, und sie dann heulend an das erbebende Gestade trieben. In der ganzen irdischen Natur giebt es kein Schauspiel, was Aug und Ohr, und Geist so unwiderstehlich anzieht, und so mächtig ausfüllt, als der Anblick eines von Stürmen aufgewühlten Meers, oder meerähnlichen Stroms, wo man die furchtbarsten Elemente, wie Riesen, mit einander kämpfen sieht. Bey einem solchen Anblick sind es nicht bloß die seelenerhebenden Bilder von gränzenlosen Raume, und unbeschränkter Kraft, die man in jedem Augenblicke von allen Seiten empfängt sondern auch das Geheul des Sturmwindes, und das von diesem stets unterscheidbare Brüllen der Wogen, wodurch man so außerordentlich gefesselt wird. Von meiner ersten Kindheit an habe ich die majestätische Stimme des

lautesten Donners nicht mit so großem Entzücken gehört, als das Brausen des Sturmwindes, und der aufgebrachten Wogen, auf die ich stundenlang mit dem innigsten Wohlgefallen horchen konnte. In beyden muß ein verborgener, noch nicht genug beobachteter Wohllaut seyn, denn die meisten Singvögel, die in verschlossenen Zimmern gegen die Wuth des Windes gesichert sind, singen nie lebhafter, als wenn Sturmwinde um Dach und Fenster toben. Wie fürchterlich das Getöse der gegeneinander, und in einander getriebenen Wellen seyn müsse, kann man allein daraus abnehmen, daß man es eine Viertelstunde weit von dem Ufer der Elbe noch immer von dem Sausen des Windes unterscheiden kann.

Wenn man aber Wasser-Scenen in ihrer ganzen Größe und Pracht beobachten will; so muß man nach Ritzebüttel, und dem Hafen von Ritzebüttel, nach Cuxhaven, und nach den Dünen fahren, unter welchen der erste Flecken zwo, und das letzte Dörfchen drey kleine Meilen von Otterndorf entfernt ist. Bey Cuxhaven ist die Elbe zwischen vier und fünf Meilen breit, und sie macht daher vollkommen den Eindruck, den das Weltmeer selbst nur machen kann. Wenn Fremdlinge, die noch nie eine gränzenlose Fläche vor sich sahen, an den letzten Damm bey Cuxha-

ven kommen; so irrt ihr an einen solchen Anblick ungewöhntes Auge lange nach allen Seiten umher, und forscht, und forscht mit immer wachsender Anstrengung, ob es nicht irgendwo einen Ruhepunct, irgendwo Schranken entdecken könne, bis der ermüdete Blick endlich zurückkehrt, und den Späher fühlen läßt, welch' ein beschränktes Wesen er in dem unermeßlichen Reiche des Allmächtigen sey. Als die tapferen Hessischen Truppen, die ihrem Fürsten einige Tonnen Goldes in einem fernen Welttheile erfechten sollten, zum ersten Mahle die unermeßliche Wasserfläche bey Cuxhaven erblickten, und mit dieser unermeßlichen Fläche die kleinen zerbrechlich scheinenden Gebäude der Englischen Schiffe verglichen, wurden manche selbst alte Krieger, die vielleicht schon mehrmahl gegen Batterien ohne Furcht aufmarschiert waren, so stark durch den ihnen neuen Anblick gerührt, daß sie erblaßten, und einige halb ohnmächtig ihren Cameraden in die Arme fielen, weil sie glaubten, daß sie in den ersten Tagen von dem unter ihnen geöffneten Abgrunde würden verschlungen, und einem eben so unrühmlichen, als unvermeidlichen Tode würden überantwortet werden.

Wenn man die größere Breite der Elbe bey Cuxhaven auch gar nicht in Anschlag bringt; so erschüttert doch dieser Fluß nahe an seiner Mündung den Zuschauer stärker, als an jeder andern

Stelle. Die Elbe ist nämlich gleich am Ufer, oder vielmehr gleich hinter den künstlichen Gränzen, die man ihr gesetzt hat, viel tiefer, als anderswo; und alle die mannigfaltigen und kostbaren Zurüstungen, die man rund um sich her gegen ihre Angriffe gemacht sieht, lassen Einen fühlen, daß sie hier viel gefährlicher seyn müsse, als man sie sonst zu sehen gewohnt ist. Wenn ihr Strom auch nur durch einen mäßigen Wind verstärkt wird; so wirft sie ihre Wellen schon mit einem solchen Ungestüm an den letzten aus großen Granitblöcken aufgeführten Steindamm, daß ein Theil der Gewässer in Schaum aufgelöst, und eine große Strecke der Oberfläche des Flusses mit diesem Schaume bedeckt wird.

Selbst der unzerstörbarscheinende Granitdamm würde in jedem Winter von den Wellen, und besonders von den ungeheuern Eisschollen zertrümmert werden, wenn man ihn nicht durch ein Pfahlwerk zu schützen gesucht hätte, das man in Form eines länglichten Vierecks gerade in den Strom hinein gebaut hat. Dieß Pfahlwerk besteht aus lauter Gruppen, oder Cränzen von 8 oder 9 dicken Eichstämmen, die in den Grund der Elbe hineingerammelt, und mit starken Ketten umwunden sind. Eine jede solche Gruppe von zusammengerammeten und zusammengeketteten Eichstämmen begränzt die andere unmittel-

bar, und der innere Raum, den die verschiedenen Reihen solcher verbundenen Haufen von Eichstämmen machen, ist bis an die Oberfläche des Wassers mit großen Granitstücken ausgefüllt, die ihnen wahrscheinlich zur Stütze dienen.

Mehr neu und fremde, als erhebend sind Reisenden vom festen Lande die Vorrathshäuser von Schiffs-Materialien, womit man alle nothleidende, oder beschädigte Schiffe versorgt, und selbst die sogenannte Baake, oder der Thurm, der den aus der See kommenden Schiffen zum Signale dient, und aus lauter dicken eichenen Balken aufgeführt ist.

Gleich hinter Ritzebüttel wird der bis dahin fette Boden mit Sand vermischt, und dieser Sand nimmt gegen das Dorf Döse, und gegen die Dünen immer mehr überhand, bis er zuletzt allein herrschend wird; denn bald hinter den letzten Häusern in den Dünen fängt die Haide an. Aus der Mischung der fetten Erde und des Sandes kann man, glaube ich, mit Recht den Schluß ziehen, daß hier vormahls die Nord-See, und die Elbe um die Gränze stritten. Die Dünen, von welchen die zunächst daran liegenden Häuser den Nahmen haben, sind niedrige Sandhügel, und nicht einmahl so hoch, als die kleinen Erdwälle, womit die Häuser auf der Geest umgeben sind, und sehr weit unter

den hohen Dämmen, die man an den Ufern der Elbe aufgeführt hat. Man erstaunt anfangs, wenn man sieht, daß die hohen Fluthen des Oceans durch so schwache, und dem Scheine nach niedrige Sandhügel abgehalten werden; denn nur höchst selten dringen sie über diese ehemahls von ihnen selbst aufgeworfenen Schranken herein. Allein man erklärt sich diese Erscheinung doch bald, wenn man bemerkt, daß das allmählig absinkende Ufer und Bett der Elbe mehrere Stunden lang sehr seicht ist, und eben deßwegen als eine Fortsetzung der wellenbrechenden Dünen angesehen werden kann. Eine kleine Strecke hinter den Dünen kömmt man an das eigentliche Ufer der Elbe, das bey jeder gewöhnlichen Fluth von den herandringenden Gewässern der Nord-See bespült wird. Fünf Viertelmeile von diesem Ufer liegt in der Mündung der Elbe eine Insel, das neue Werk genannt, die ohngefähr eine Deutsche Meile im Umfange hat. Dieser fünf Viertel-Meilen lange Zwischenraum, der das neue Werk vom festen Lande trennt, und den Nahmen des Waats führt, wird zur Zeit der Fluth so hoch überflossen, daß mäßige Schiffe darüber hinfahren können; und zur Zeit der Ebbe hingegen zieht sich das Wasser so sehr zurück, daß man nicht bloß im Wagen und

zu Pferde, sondern auch zu Fuß vom festen Lande an die Insel, und umgekehrt kommen kann. Wenn man also gerade im Anfange der Ebbe in den Dünen anlangt; so hat man fast immer das seltsame Vergnügen, daß man Schiffe, die vorher eben so frey, als auf dem Ocean umhersegelten, einige Stunden nachher auf dem trockenen Sande liegen sieht. Als ich das letzte Mahl in den Dünen war, kam eben ein Insulaner hergefahren, der einige Früchte an das feste Land bringen wollte. Wir fragten ihn, ob er uns in derselbigen Ebbezeit, oder vor der Ankunft der Fluth an die Insel, und wieder zurückbringen könne, und da er dieses bejahete, setzten wir uns sogleich auf seinen Leiterwagen, und fuhren rasch auf dem alten Boden des Weltmeers der Insel zu. Das Waat besteht meistens aus festem Sande, hin und wieder aber doch aus dem so genannten Saug-Sande, in welchen schwere Cörper, wenn sie eine Zeitlang an derselbigen Stelle bleiben, immer tiefer, und tiefer hinein sinken. Um dieser Stellen willen sind die Räder an den Wägen der Insulaner breiter, als gewöhnlich, und auch nicht mit Eisen beschlagen. Gemeiniglich werden die flachen Spuren, die dem Sande durch die Räder eingedrückt werden, von der nächsten Fluth verwischt, oder verschwemmt. Allein dieß-

...ahl, als wir hinüberfuhren, konnte man noch sehr deutlich die Spuren wahrnehmen, die in der vorhergehenden Ebbe gemacht worden waren. Der nächste und beste Weg von der Insel nach dem festen Lande wird durch kleine in den Sand gesteckte Büschel von schwachen Zweigen, oder gar nur von holzartigen Pflanzen nachgewiesen, die während der Fluth mit zehn, bis zwanzig Fuß tiefem Wasser bedeckt, und doch nicht ausgerissen werden. Während der Ueberfahrt war die Luft heiter, und wir hatten links beständig die Aussicht über das noch nasse und glänzende Waat auf die unbegränzte Nord-See hin, die von der sinkenden Sonne erleuchtet, und wie an den Himmel hinangehoben wurde. So prächtig auch der Anblick der glühenden Wasserfläche war; so konnte man ihn doch nicht lange aushalten, und wir würden ihn wahrscheinlich gar nicht haben ertragen können, wenn nicht die Luft mit unmerklichen, den Glanz, und Rückglanz der Sonnenstrahlen mildernden Dünsten angefüllt gewesen wäre. Nach einer Fahrt von einer guten Stunde kamen wir glücklich auf der Insel an. Allein wir hatten kaum Zeit genug, das kleine Eyland zu überschauen, und einen neugierigen Blick in das nahe Weltmeer zu werfen, indem in wenigen Augenblicken die Insel, das

Meer, und das feste Land mit dem Mantel eines dichten Nebels bedeckt wurde. Wir traten also nach einem Aufenthalt von einer kleinen halben Stunde unsere Rückfahrt an, und zwar nicht ohne Besorgniß, weil mehrere Bewohner der Insel unsern Fuhrmann mit sehr bedenklicher Miene fragten: ob er uns denn noch vor der Fluth wieder an das feste Land liefern wolle? Unter diesen Umständen würden Personen, die mit den Gefahren dieser Fahrt bekannter gewesen wären, als wir es waren, die Rückreise wahrscheinlich nicht angetreten haben. Wir wagten es aber auf die Versicherungen unsers Führers, der ein wohlhabender und verständiger Landmann von der Insel war, und der uns betheuerte, daß noch gar keine Gefahr da sey, und daß, wenn es gefährlich seyn sollte, wir dieses bey der ersten Vertiefung in dem Waat merken könnten, und alsdann noch immer Zeit hätten, vor der steigenden Fluth nach der Insel zurückzukehren. Es finden sich nämlich in dem Waat drey Vertiefungen, oder sogenannte Prielen, die auch während der niedrigsten Ebbe nie ganz leer von Wasser werden. In diese Prielen dringt die Fluth zuerst ein, und von da breitet sie sich über das übrige Waat aus. Zwar sind die Prielen nicht weit von einander entfernt; allein bey der

ankommenden Fluth kann die erste und die zweyte noch durchfahrbar seyn. Wenn man aber an die letzte kömmt; so kann in der dritten, und auch schon in den beyden zurückgelegten das Wasser so zugenommen haben, daß man weder vorwärts, noch rückwärts kann, und in kurzer Zeit in den von allen Seiten heraneilenden Gewässern begraben wird. Es vergehen selten mehrere Jahre, daß nicht eine, oder einige zu kühne, oder unvorsichtige Personen auf diese Art bey der Ueberfahrt nach der Insel, oder nach dem festen Lande umkommen sollten. Dieß geschieht am leichtesten, wenn ein dicker Nebel, dergleichen wir wirklich hatten, den Fuhrmann oder Reuter den Weg verfehlen macht, oder wenn die Fluth bey heftigen Nord-West-Winden, oder bey Monds-Veränderungen schneller und gewaltiger, als gewöhnlich, eintritt. Bey starken Nord-West-Winden, und zur Zeit der Spring-Fluth brechen die Wogen oft wie Berge, uud mit einer Geschwindigkeit heran, daß das schnellste Pferd ihnen nicht zu enteilen im Stande ist. Wir freuten uns daher nicht wenig, als wir an die erste Priele kamen, und noch keinen Zuwachs von Wasser merken konnten, das durch den Ost-Wind aufgehalten wurde: noch mehr aber, als wir die letzte Priele hinter

uns hatten, und der plötzlich wieder verschwindende Nebel uns abermahls das Schauspiel des von der untergehenden Sonne erleuchteten Meeres gewährte.

Auf der Insel selbst wird nicht nur jährlich viel Heu gewonnen, sondern es werden auch alle Arten von Getraide, Waizen allein ausgenommen, auf derselben gebaut. Sie enthält außer einigen Fischerhäusern, außer einer Baake, und einer Blüse oder Feuerthurm, (der zur Hälfte mit Kupfer beschlagen ist, und auf welchem Nachts ein großes Feuer von Steinkohlen angezündet wird,) ein sehr hohes von dicken Mauern aufgeführtes Magazin von allerley Schiffs-Materialien, und endlich vier Bauerhäuser. In dem Magazin wohnt der Vogt, der über die Insel, und die öffentlichen Gebäude, und Anstalten auf der Insel die Aufsicht hat. Dieser Vogt hält neun, drey der einsässigen Bauern ein jeder fünf, und der vierte zween Pferde. Den Schiffen, die aus der See kommen, dienen außer den hohen Thürmen auf der Insel auch die übrigen Bauerhäuser als Signale. Aus diesem Grunde dürfen nicht mehrere Häuser, als einmahl da sind, und auch die einmahl vorhandenen nicht an anderen Stellen ge-

baut werden. Als vor einigen Jahren Eins der Bauernhäuser abbrannte, und der Besitzer nicht gleich im Stande war, ein neues zu errichten, ließ die Admiralität in Hamburg, (welcher Stadt die Insel, wie das Amt Ritzebüttel gehört) sogleich das abgebrannte Haus mit der grösten Geschwindigkeit aufführen, damit das fehlende Haus keinen Schiffer irre machen möchte. Die Luft auf der Insel soll sehr gesund seyn, und dieß ist ein Glück für ihre Bewohner; denn im Winter, wenn das Waat, und die Ufer mit Eisschollen belegt werden, können die Insulaner oft in drey Monathen nicht an das feste Land kommen.

VIII.

Nachrichten

von

mehreren vortrefflichen Einrichtungen,

besonders

von drey

zur Unterstützung der Unterthanen

errichteten

öffentlichen Cassen

in der Grafschaft Lippe-Detmold.

Im Jahr 1787 geschrieben.

Wenn man die mannigfaltigen wohlthätigen Einrichtungen kennt, welche seit etwa einem Menschenalter entweder die Fürsten, und ihre Diener selbst, oder auch die Landesstände in den meisten Deutschen Provinzen zum Besten der Unterthanen gemacht haben; so kann man nicht umhin, sein Vaterland, und sein Zeitalter zu segnen: nicht umhin, sich Glück zu wünschen,

daß man in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und daß man in einem Reiche gebohren worden, das mit Riesenschritten einer vielleicht bald beyspiellosen physischen, und moralischen Cultur entgegen geht.

Zu den merkwürdigen Ländern des Deutschen Reichs, die sich durch nachahmungswürdige neue Anstalten, und Verbesserungen alter Mängel besonders auszeichnen, gehört die kleine Grafschaft Lippe-Detmold, die vielen größeren Ländern ein Muster werden kann, wie man die Wohlfahrt des regierenden Hauses durch das vermehrte Wohl der Unterthanen am unfehlbarsten, und dauerhaftesten befördern könne. Diese Grafschaft war durch die Sorglosigkeit, oder Verschwendung vorhergehender Fürsten in einen solchen Verfall gerathen, daß der zuletzt verstorbene Graf bey dem Antritt seiner Regierung eine Schuldenlast von mehr, als anderthalb Millionen Thaler vorfand. Der edeldenkende Vater des jetzt regierenden Grafen brachte es durch eine weise Sparsamkeit und Verwaltung dahin, daß er während seiner Regierung 600000 Thaler abtragen konnte, und die noch übrig bleibenden Schulden, an denen jährlich abbezahlt wird, auf geringere Procente setzte, als zu welchen sie erborgt worden waren. Die rühmliche Absicht aber, sein Haus, und sein Land von drückenden Schulden zu be-

freyen beschäfftigte den Menschenfreundlichen Fürsten nicht so sehr, daß er sich geweigert hätte, gemeinnützige Anstalten zu unterstützen, wenn sie gleich beträchtliche Vorschüsse verlangten, und erst nach vielen Jahren nicht sowohl ihm, und seinem Hause, als seinen Unterthanen Nutzen brachten. In diesen Gesinnungen und Bemühungen fuhr nach dem Tode des Landesvaters die vormundschaftliche Regierung fort, an welcher der Freund und Vertraute des verstorbenen Fürsten, der Herr Hof-Canzler Hofmann einen vorzüglichen Antheil hat. Ungeachtet ich diesen in aller Rücksicht großen, und edeln Mann nur einige Stunden gesehen habe; so freue ich mich doch noch immer des Glücks, einen Mann, der an der Wohlfahrt so vieler tausend Menschen mit dem uneigennützigsten Eifer gearbeitet hat, und noch immer arbeitet, meine innigste Ehrerbietung persönlich bezeugt zu haben *).

Durch die Veranstaltungen des Herrn Canzlers Hofmann, und seiner würdigen Gehülfen ist in einer Reihe von wenigen Jahren nicht nur ein treffliches Schulmeister-Seminarium, eine Land-Baumeister-Schule, und ein Medicinal-Fond zur Besoldung von geschickten Aerzten, und Wundärzten auf dem Lande, sondern

es

*) Dieser vortreffliche Minister ist von dem gottseligen Kaiser in den Reichsfreiherrn-Stand erhoben worden.

es sind auch drey für das ganze Land höchst wichtige Cassen errichtet worden, von deren Zustande, und Wirkungen ich jetzt eine nähere Nachricht mittheilen will.

Die erste dieser Cassen wird mit dem Nahmen des Invaliden-Fonds, oder der Hülfscasse belegt, und ist schon unter dem verstorbenen Fürsten errichtet worden. Diese Casse erhält ihre Zuflüsse aus der Landes- und Cammer-Casse, und ist einzig und allein dazu bestimmt, dem ärmern Landmann, der entweder unverschuldete große Unfälle erlitten hat, oder der nothwendige Ausbesserungen seines Hauses nicht aus eigenen Mitteln bestreiten kann, hinlängliche Unterstützung ohne alle Wiedererstattung zu verschaffen. Bey der Errichtung dieser Casse ist die Verfügung getroffen worden, daß dem ärmern Landmann sowohl Saat- als Brodkorn für einen billigen Preis aus den herrschaftlichen Kornböden überlassen wird. Im verflossenen Jahre 1786 sind besonders solchen, die durch Mißwachs gelitten hatten, mehrere tausend Thaler aus der Hülfscasse ausgetheilt worden.

Die zweyte Casse wird die Unterstützungs-Casse genannt. Die Absicht derselben ist, zur Verbesserung der Vieh- und Acker-Inventarien des ärmern Landmanns Gelder zu 1, 2 höchstens drey Procent, und zwar unter der trefflichen

Bedingung vorzuschießen, daß die Gelder zu jeder Zeit, und in beliebigen Terminen selbst von 10 oder 5 Thalern zurückbezahlt werden können. Die Stifterinn dieser Casse war die verstorbene dritte Gemahlin des letzten Fürsten, aus dem Hause Dessau, die mit ihrem Gemahl im Wohlthun wetteiferte, und nach ihrem Tode vom ganzen Lande als eine wahre Landesmutter beweint wurde. Außer dem Fond, den sie selbst hergab, bewog sie ihren Gemahl, 5000 Thaler zu der neuen Unterstützungs-Casse herzuschießen. Sie schrieb ferner selbst an alle wohlhabende Einwohner des ganzen Landes, um sie zu Beyträgen zu ermuntern, und diese Aufforderungen einer angebeteten Fürstinn machten einen solchen Eindruck, daß man 20, 30, 50 bis 200 Thaler zu einer der Wohlfahrt des ganzen Landes gewidmeten Anstalt hergab, wodurch zuletzt 30000 Thaler zusammengebracht worden: eine Summe, die dem Patriotismus der reichen, und wohlhabenden Einwohner der Grafschaft zu einem unvergänglichen Ruhme gereichen, und für ihre ärmeren Mitbürger eine beständige Quelle von stets wachsendem Wohlstande bleiben wird. Alle Leser, die das Andenken der nun verherrlichten Fürstin segnen, werden mit mir den Lippischen Unterthanen Glück wünschen, daß sie in der jetzigen verwittweten Fürstinn eine Landesmutter wieder

erhalten haben, die allein die Sehnsucht nach ihrer erhabenen Vorgängerin im Wohlthun mildern konnte. Die jetzige Landesfürstinn war es, die vor der Entstehung des Medicinal-Fonds einen Charité-Fonds stiftete, aus welchem arme Kranke verpflegt, und mit Arzneyen versorgt wurden.

So preiswürdig, und gemeinnützig aber auch alle diese Einrichtungen waren, und noch lange seyn werden; so werden sie doch wahrscheinlich jetzt schon in Ansehung des mannigfaltigen, und allen Classen von Unterthanen zufließenden Nutzens von der dritten öffentlichen Casse, nämlich der sogenannten Leih-Casse übertroffen, die im Jahre 1786 unter der Gewährleistung der fürstlichen Cammer errichtet worden ist.

Die fürstliche Regierung machte in einer musterhaften Verordnung vom 13. März 1786 sowohl die Absichten, als die Einrichtung der zu stiftenden Leih-Casse bekannt. Man habe ihr vorgestellt, heißt es in dieser Verordnung der Lippischen Regierung, daß ausser den bisherigen Instituten noch eine andere Anstalt von großem Nutzen seyn werde, die nicht nur den Leinweber, und jeden andern Manufacturisten und Professionisten fähig mache, sein Gewerbe mit größerm Verlage, als bisher, zu betreiben; sondern wodurch auch der Credit überhaupt, und der Um-

lauf des Geldes befördert, die Belegung von kleineren Summen zu höheren Zinsen, als welche die öffentlichen Cassen bis dahin angenommen, und gegeben hätten, begünstigt, und besonders der Landmann in Stand gesetzt werde, verpfändete Grundstücke einzulösen, landwirthschaftliche Verbesserungen vorzunehmen, und selbst durch baare Bezahlung einen Nachlaß unerträglicher Schulden zu erhalten. Um nun diese mannigfaltigen heilsamen Zwecke zu erreichen, habe die Regierung sich entschlossen, eine Leih-Casse, die am 1. Mai 1786 eröffnet werden solle, zu errichten und zum ersten Fond eine Summe von zehn tausend Thalern herzuschießen. Zugleich mache sie allen Unterthanen kund, daß man unter folgenden Bedingungen sowohl Geld bey dieser Casse belegen, als daraus erhalten könne.

Zuerst werde die Casse keine geringere und größere Summen, als von 25 bis 500 Reichsthaler ausgeben, und annehmen. Den Gläubigern der Casse verspreche man vier Procent. Die Schuldner hingegen müßten fünf Procent bezahlen, theils zur Vergütung des Schadens, der für die Casse aus den müssigliegenden Geldern erwachse, und theils um die Kosten der Verwaltung zu bestreiten. Wenn in der Folge nach Ersetzung des Schadens, und der Bestreitung der Verwaltungskosten von dem Gewinn der Casse

etwas übrig bleiben würde; so versichere man, daß dieser Ueberschuß auf eine zu seiner Zeit anzuzeigende gemeinnützige Art verwendet werden solle.

Um den Unterthanen das Entlehnen aus der neuen Casse auf jede Art zu erleichtern, verordne man, daß dem Anleiher die Hälfte der üblichen Ingrossations- und Pfand-Verschreibungs-Gebühren erlassen werden solle; doch würden sich sowohl die Gläubiger, als die Schuldner der Casse gefallen lassen, von jeden zwanzig Thalern, die sie herschössen, oder borgten, einen Mariengroschen Einschreibungs-Gebühr zu entrichten. So wie endlich die Schuldner nach der in der Verordnung vorgeschriebenen Art die gehörige Sicherheit stellen müßten; so verbürge sich die fürstliche Cammer gegen einen jeden Gläubiger für die Summe, die er hergeschossen habe.

Diese neue Leih-Casse erhielt gleich im ersten Jahre ihrer Errichtung einen außerordentlichen Zulauf sowohl von Personen, die Geld anboten, als die dergleichen verlangten; und brachte auch schon in eben diesem Jahre Wirkungen hervor, die alles überstiegen, was man davon erwartet hatte.

Die Zahl von Personen, die der Leih-Casse Geld anvertrauten, war so groß, daß man die 10000 Thaler, welche die Cammer hergeschossen

hatte, gar nicht brauchte, und doch waren schon am Ende des Jahrs 1786 in einer Zeit von neun Monaten 18000 Thaler ausgeliehen worden.

Die Leichtigkeit, gegen gehörige Sicherheit Geld zu bekommen, begünstigte gleich im ersten Jahre die Leinwand-Manufakturen so sehr, daß zweyhundert Weberstühle, die bisher aus Mangel von Verlag, und Credit stille gestanden hatten, von neuem in Bewegung gesetzt wurden. Sobald die Regierung dieses erfuhr, verordnete sie, daß diese neuen Weberstühle in den ersten fünf Jahren von allen sonst gewöhnlichen Abgaben befreyt seyn sollten. Das Garn der Lippischen Arbeiter stieg im Preise, und das Linnen wurde stärker gesucht, weil beides an innerm Werthe zunahm. Der Leinweber konnte nun wegen der Vorschüsse, die er aus der Leih-Casse erhalten hatte, das Garn selbst aufkaufen, ohne den Vortheil mit einem Vorkäufer zu theilen; und er wurde auch nicht mehr genöthigt, seine Waare zur Unzeit, und zu schlechten Preisen wegzuschlagen.

Nicht minder schnell und bewundernswürdig waren die Einflüsse, welche die Leih-Casse auf die Landwirthschaft hatte. Der Werth der liegenden Gründe, und der Credit des Landmanns fingen plötzlich an zu steigen, weil jene besser bearbeitet, leichter eingelöst, gekauft, und

verkauft wurden, und Gläubiger versichert seyn konnten, daß sie ihr vorgestrecktes Geld, wenn sie es selbst brauchen sollten, von ihren Schuldnern wieder erhalten würden. Noch viel wichtiger aber für das Ganze war dieses, daß man häufig Geld zur Erbauung von neuen Koten, das heißt, von Wohnungen für Beysitzer und Tagelöhner nachsuchte, die eine jährliche Miethe zahlen, und dem Gutsherrn treue, und stets zu seinem Dienst fertige Arbeiter darbieten. Gleich bey den ersten Nachfragen von Geldern zur Einrichtung neuer Koten erging eine fürstliche Verordnung, daß die Anbauer derselben in den ersten zehn Jahren von der Bezahlung des gewöhnlichen Köter-Thalers frey seyn sollten. Ein aufgeklärter, und wohldenkender Lippischer Beamter, aus dessen Neujahrs-Rede ich viele von meinen Nachrichten genommen habe*), bemerkt sehr richtig, daß man mit einem Capital von 220 Thalern, das man zuerst in seine Güter aufnehme, allmählich zehn Koten an abgelegenen, oder schwer zu nutzenden Stellen anlegen könne. Denn wenn man mit den erborgten 220 Thalern die erste Kote errichtet habe; so könne man auf diese neue Kote

*) Das Fragment dieser Rede, die am Neujahrs-Tage 1787 zu den Unterthanen in dem Amte des Verfassers gehalten worden ist, steht im 2ten Stück des Lippischen Intelligenz-Blatts vom Jahr 1787.

wieder so viel erhalten, als zur Erbauung einer zweiten nöthig sey, und so weiter fort.

Weil die Leih-Kasse kleinere Summen zu höheren Procenten annimmt, als die Cammer annehmen und geben kann; so bringen die meisten Bürger und Bauern die Gelder, die sie vorher entweder für Todesfälle, oder zur Ausstattung von Töchtern ungenutzt aufbewahrten, in die Leih-Casse, um bis zur Zeit des Gebrauchs Zinsen zu ziehen. Ein jeder beeifert sich ein kleines Capital zusammenzusparen, das er sogleich belegen und nutzen kann; und diejenigen, die dergleichen schon angebracht haben, bestreben sich, ihren kleinen Schatz zu vergrößern, den sie so sichtbar wuchern sehen. Hieraus entsteht ein bisher unbekannter Geist der Sparsamkeit, und des Erwerbens, den die Regierung durch mehrere neuere Verbesserungen ihres ersten Plans noch stärker zu befeuern sucht. Anfangs nahm die Leih-Casse nur so lange Gelder an, als sie dergleichen für bekannte Bedürfnisse brauchte, und forderte diejenigen, die ihr Summen anboten, welche sie gegenwärtig nicht brauchen konnte, nach der Reihe auf, wie sie sich gemeldet hatten. Sie zahlte ferner Kapitalien nicht anders, als nach einer vierteljährigen Löse zurück, und überließ es endlich den Schuldnern, die vorgestreckten Gelder zurückzuzahlen, wann es ihnen gefallen

würde. Jetzt hingegen nimmt die Leih-Casse stündlich, und gegen eine vierzehntägige Löse Gelder an: nur müssen sich diejenigen, denen sie ihr Geld gleich abnimmt, und zu jeder Zeit wieder bezahlt, mit drey Procent begnügen. Damit auch wiederum die Schuldner von dem Augenblicke an, wo sie Geld empfangen, daran denken mögen, ihre Schuld abzutragen; so macht man den Meisten die Bedingung, daß sie gleich im zweyten Jahre das Capital zurückzuzahlen anfangen müssen. Diese Bedingung würde das Aufnehmen von Geldern aus der Leih-Casse erschweren, anstatt den Fleiß und die Sparsamkeit der Anleiher zu ermuntern, wenn man diesen nicht die Abtragung durch die möglichst kleinen Termine leicht, und angenehm machte. Die Schuldner der Leih-Casse haben bisher nicht nur die Zinsen richtig bezahlt, sondern haben auch die festgesetzten Termine richtig gehalten.

Wer sollte nun glauben, daß in einem Lande, wo die Regierung durch so mancherley nützliche Anstalten für das Wohl der Unterthanen auf eine mehr, als väterliche Art sorgt, sich dennoch undankbare Menschen finden könnten, die alle Bemühungen für ihr Bestes verkennen, und durch die grundlosesten und ungerechtesten Klagen vergelten? Und dennoch habe ich mehrere dergleichen selbst in Meienberg angetroffen, um de-

ren Einwohner die Landesfürsten sich viel mehr, als um ihre übrigen Unterthanen verdient gemacht haben. Die Anlagen bey diesem Brunnen haben der Regierung über hunderttausend Thaler gekostet, welches Capital sich wahrscheinlich noch in manchen Jahren nicht verzinsen wird, dahingegen die Einwohner des Orts unzählige Gelegenheiten haben, von der stets wachsenden Zahl der ankommenden Fremden Geld zu verdienen.

In der ersten Hälfte eines dreywöchentlichen Aufenthalts an dem Brunnen in Meienberg besuchte ich auf meinen täglichen Spatziergängen manche Wohnungen des Dorfs, um den Zustand der Einwohner, und ihre Art zu leben, sich zu nähren, zu kleiden, und zu beschäfftigen kennen zu lernen. Bey diesen Besuchen kam ich mit mehreren, sonst verständigen Bauern in längere Gespräche über ihre Lage; und alle, mit denen ich in den ersten acht oder zehn Tagen zu reden Gelegenheit hatte, klagten mit einem, dem Anscheine nach, ungeheuchelten Ausdruck des tiefsten, und stets gegenwärtigen Gefühls ihres Elendes über den harten Druck, unter welchem sie, und die übrigen Lippischen Unterthanen seufzten. Ich selbst, sagte der Eine unter häufigen aus dem Innersten der Brust heraufgezogenen Seufzern, ich selbst, der ich gar keine Ländereyen

und Pferde besitze, und täglich nur 6, höchstens 7 Mariengroschen verdienen kann, muß jährlich allein im baaren Gelde 6 bis 7 Thaler erlegen, und überdem noch funfzig Tage für die Herrschaft arbeiten. Die größern Bauern, fuhr er fort, die 2, 4, 6 Pferde haben, sind nicht glücklicher als ich und meines Gleichen. Von jedem Pferd muß monathlich fast ein Thaler bezahlt, und wöchentlich muß wenigstens einmahl mit den Pferden Spanndienst geleistet werden. Wenn der Besitzer eines Guts stirbt; so verlangt die Herrschaft einen willkührlichen Antheil von der ganzen Nachlassenschaft, und für die Wieder=Belehnung mit dem väterlichen Gute wird abermahls eine willkührliche Summe bezahlt. Unsere Vorfahren hatten in alten Zeiten die Nothwendigkeit, jährlich Schweine liefern zu müssen, abgekauft; allein vor kurzem ist uns das Geld, womit man diese Dienstpflichtigkeit aufgehoben hatte, wieder zurückgegeben worden, damit wir ja nicht von irgend einer nur erdenklichen Last frey würden, u. s. w.

Ungeachtet ich, klagte ein Anderer, den ganzen Sommer durch einen Tag in den andern gerechnet nur zwey Mariengroschen verdiene; so muß ich doch außer 6 Mariengroschen jährliches Tabackgeld, und 12 Mariengroschen Ostergeld, monathlich 22 Mariengroschen Abgaben bezahlen. Ueberdem bin ich, wie ein jeder Anderer, gezwun=

gen, jährlich 30 Tage Dienste zu leisten. Durch diese harten Auflagen, und Dienstleistungen werden Viele genöthigt, auszuwandern, und nach Holland zu gehen. Unter den zurückbleibenden ärmeren Einwohnern ist, so schloß dieser Alte, das Elend so groß, daß sie das ganze Jahr durch sich kaum einmahl mit Fleischspeisen erquicken können, u. s. w.

Diese und ähnliche gleichtönende Klagen wurden meinem Urtheile nach durch den Anblick der Menschen, und ihrer Kleider, Wohnungen, und Felder bestätigt. Beide Geschlechter in Meienberg sind viel kleiner und häßlicher, als in anderen Gegenden von Deutschland. Unter allen jungen Kerlen und Mädchen, die mir vorkamen, sah ich auch nicht eine einzige schöne und vollendete Figur, nicht einmahl ein blühendes und gesundes Gesicht; und es schien, als wenn die Entwickelung des menschlichen Keims durch schlechte Nahrung, und Wohnung, durch erniedrigende Knechtschaft, und durch die unaufhörliche ängstliche Sorge für das tägliche Brod erstickt worden wäre, oder zurückgehalten würde. Fast alle Kinder hatten ein kachektisches Ansehen, und nicht bloß die Kinder, sondern auch viele Erwachsene waren mit zerrissenen und schmutzigen Lumpen behangen. Die meisten Häuser waren klein, schlecht erhalten, und in einem Eckel erregenden Grade

unreinlich; und selbst die Felder kündigten eben so laut das Unvermögen des Landmanns, als ihre ursprüngliche Unfruchtbarkeit an. Alle Arten von Feldfrüchten, Rocken, Gerste, Wicken, besonders aber der Rocken, stand durchgehends dünne, und hatte viel kleinere Aehren, als man sonst im nördlichen Deutschlande zu sehen gewohnt ist. — Alles also, was ich sah und hörte, erfüllte mich mit dem innigsten Mitleiden gegen den unglücklichen Landmann, und mit dem lebhaftesten Unwillen gegen eine Regierung, die das Elend der Unterthanen nicht nur nicht zu erleichtern, sondern vielmehr zu erschweren suche. Wäre ich nach einem Aufenthalt von etwa acht Tagen aus Meienberg abgereist; so würde ich, in der festen Ueberzeugung, gehörig untersucht und beobachtet zu haben, in einem unüberwindlichen, und ungerechten Vorurtheil gegen eine Regierung geblieben seyn, die ich bald nachher besser kennen zu lernen, und zu verehren Gelegenheit erhielt. Je öfter man reist, desto mißtrauischer wird man gegen die Nachrichten, und Urtheile von Reisenden, ja selbst gegen seine eigenen Beobachtungen. Besonders verlasse man sich ja nicht auf die Klagen der ärmeren Bauern und Einwohner, die es sich nicht zur Schande anrechnen, von Unbekannten ein Almosen anzunehmen. Diese übertreiben ihr Elend, und den Druck ihrer Regierun-

gen nur gar zu oft: nicht weil sie mit den letzteren wirklich unzufrieden sind, oder unzufrieden zu seyn Ursache haben, sondern um das Herz mitleidiger Hörer zu rühren.

Bey meinen fortgesetzten Besuchen der Gegenden und Wohnungen in, und um Meienberg kam ich endlich an solche Einwohner, welche die Wohlthaten der Regierung nicht bloß im Herzen, sondern auch mit dem Munde anerkannten. Von diesen hörte ich, daß die Klagenden, die mich so sehr wider die Regierung eingenommen hatten, lange nicht so arm seyen, als sie vorgegeben hätten; und daß in ganz Meienberg keiner in einem solchen Elende und Drucke lebe, als mir war erzählt worden. Freylich seyen alle Einwohner Eigenbehörige; und alle müsten daher eine gewisse Zahl von Tagen, gemeiniglich dreyßig Tage im Jahre für die Herrschaft arbeiten. Auch müste bey dem Tode des Vaters und der Mutter ein gewisser Theil des Vermögens, meistens der zehnte Theil, an die Herrschaft abgegeben werden; übrigens aber bezahle der wohlhabendste Bauer monathlich in Gelde höchstens 5 Thaler, und solche Einwohner, die 1 und 2 Kühe hielten, jährlich nur 2 höchstens 3 oder 4 Thaler, 6 Groschen Tabacks- oder Kopfgeld abgerechnet, das zur Tilgung einer gewissen Landesschuld angewendet, und bald aufhören werde. Die meisten

Einwohner äßen wöchentlich 2 oder 3 mahl Fleisch, und schlachteten ein Schwein, auch wohl ein Rind ein. Diese Nachrichten wurden mir in der Folge von noch glaubwürdigeren Männern bestätigt, von welchen ich zugleich vernahm, daß man im Jahr 1781 eine ganz neue Einrichtung der Finanzen eingeführt, und alle Abgaben auf die einzige Grundsteuer zurückgebracht habe, vermöge deren von jedem Thaler werth an unbeweglichen Gütern ein Mariengroschen gesteuert wird, welches ohngefähr den dritten Theil des Ertrags von Gütern wegnehmen soll. Eben diese Männer versicherten, daß die Regierung schon lange ernstlich daran denke, den Einwohnern die Frohndienste zu erleichtern.

Zu den vergnügtesten Stunden, die ich in Meienberg zubrachte, gehörten diejenigen, die mir in der Lesung einer meisterhaften Beschreibung der Grafschaft Lippe-Detmold von dem damahligen Adjunct des Archiv-Raths, Herrn Klostermeier, verflossen. Diese Beschreibung ist nicht nur für den Statistiker, und Geographen, sondern auch für den Forscher Deutscher Alterthümer äußerst interessant, indem darin eine neue und gründliche Darstellung der Züge der Römer, und Carls des Großen nach Deutschland, und der vornehmsten Schauplätze vorkommt, auf welchen unsere Vorfahren gegen die Römer, und

Carl den Großen gestritten, und besonders, wo sie den Varus, und seine Legionen erlegt haben. Ungeachtet ich zu meiner Belehrung Auszüge aus diesen Untersuchungen gemacht habe; so theile ich sie doch nicht mit, um der trefflichen Schrift nichts von dem Reitze der Neuheit zu nehmen. Unterdessen wird es mir, wie ich hoffe, erlaubt seyn, einige wenige Data auszuheben, wodurch folgende Sätze von neuem bewiesen werden: daß nämlich Leibeigenschaft, oder Eigenbehörigkeit, wenn sie nicht von unverständigen Herren gemißbraucht wird, weder der Glückseligkeit, und noch viel weniger der Bevölkerung eines Landes schade; und daß selbst Eigenbehörige sich in unfruchtbaren, aber in kleinere Güter abgetheilten Gegenden ungleich stärker vermehren, als freye und wohlhabende Landleute in fruchtbaren Gegenden, die meistens aus beträchtlichen Bauerngütern, oder Meiereyen bestehen.

Ungeachtet die Grafschaft Lippe-Detmold weder einen vorzüglichfruchtbaren Boden, noch eine besonders günstige Lage hat; so gehört sie doch zu den am meisten bevölkerten Ländern in Deutschland, deren Volksmenge noch immer zunimmt. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1785 68600 Menschen, die fast im umgekehrten Verhältnisse mit der Fruchtbarkeit des Bodens vertheilt waren. Die gröste Bevölkerung

rung fand sich im Amte Varenholz, das meistens leibeigene Einwohner, und einen steinigen schwer zu bearbeitenden Boden hat, und dennoch 3086 Menschen auf einer Quadratmeile zählte. Die ungleich fruchtbarere Vogtey Heide hingegen, die fast gar keine Wälder, oder sonst unbebautes Land hat, enthielt nur 2593 Menschen auf einer Quadratmeile, weil sie größtentheils aus beträchtlichen Meiereyen, oder freyen Bauerhöfen besteht. Wenn man die Menschenreichsten, und Menschenärmsten Gegenden der Grafschaft zusammenrechnet; so kömmt für jede Quadratmeile ohngefähr eine eben so große Volksmenge heraus, als ich für die Vogtey Heide angegeben habe. Die Bevölkerung der Grafschaft ist daher beträchtlicher, als die des fruchtbaren Fürstenthums Minden, in welchem eine jede Quadratmeile nur 2379 Menschen trägt; hingegen bleibt sie sehr weit hinter der Bevölkerung der Grafschaft Ravensberg zurück, in welcher man 3964 Seelen auf eine Quadratmeile rechnet. Zwischen den Jahren 1776 — 1782 gewann die Grafschaft Lippe-Detmold 3781 und von 1782 — 1785, 1068 Menschen. Von den Einkünften der Grafschaft, sagt Herr Klostermeier, so viel ich weiß, gar Nichts: doch vernahm ich von guter Hand, daß sie jährlich auf 250000 Thaler steigen.

Die Städte der Grafschaft Detmold sind verhältnißmäßig viel weniger, als das Land bevölkert. Nicht die größte, aber die volkreichste unter diesen Städten ist die Residenz Detmold, die durch ihre schönen, und weitläuftigen Spaziergänge alle mir bekannte Städte in ganz Deutschland übertrifft. Eine der ältesten, aber auch zugleich der armseligsten Städte in Deutschland ist Horn, welches eine kleine halbe Stunde von Meienberg liegt. In diesem Städtchen haben nur die Häuser einiger Krämer ein neues, oder ausgebessertes Ansehen: mehrere liegen in ihren Trümmeru, oder stehen halbvollendet da: viele haben nicht einmahl Schornsteine, und die meisten werden durch große Misthaufen oder Mistpfützen entstellt. Das größte Haus in ganz Horn hatte man vor kurzem für den Beamten um 700 Thaler gekauft. Eben dieses Haus würde wahrscheinlich in Göttingen für eben so viele tausend Thaler verkauft worden seyn.

In keiner andern Gegend von Deutschland wird es einem so leicht, und findet man so viele Veranlassung, sich in die Zeiten zu versetzen, in welchen unsere Vorfahren mit den Römern und Franken kämpften, als auf dem Wege von Pyrmont nach Meienberg. Man findet nirgends so prächtige Eichen- und Buchenwälder, als in diesem Theile von Westphalen; und es scheint, als

wenn sich der dem Genius der Deutschen so verwandte Baum da am meisten erhalten hätte, wo Eichenhaine die Schauplätze, und Zeugen der grösten Thaten, und Begebenheiten der alten Germanier waren, und wo sie am öftersten heiliges Laub zu Cränzen für tapfere Sieger hergaben. Selbst auf den Vorplätzen der Bauernhöfe, und innerhalb der Umzäunungen, womit sie umgeben sind, stehen fast immer nicht Fruchtbäume, sondern ehrwürdige Eichen, als wenn diese noch immer die Gottheiten des Hauses und des Landes, oder die Tempel der Götter wären. So viel ich weiß, wird im Lippischen eine größere Sorgfalt, als im übrigen Deutschlande angewandt, um die Ausrottung von Eichen zu verhindern, und ihre Anpflanzung zu begünstigen. Kein Bauer darf eine ihm zugehörige Eiche fällen, ohne es seiner Obrigkeit gemeldet zu haben, und für jede alte Eiche, die umgehauen wird, müssen 10 junge Eichstämme gepflanzt werden. Sehr häufig sieht man junge Eichen in die vermodernden, und abgehauenen Stämme alter Eichen hineingepflanzt: ein schönes und rührendes Bild des erneuerten Menschen, der mit verjüngter Kraft aus der Verwesung des Grabes, und aus den Ueberbleibseln einer abgelegten Hülle hervorsteigen wird!

IX.

Kurze Vergleichung des nördlichen, und südlichen Deutschlandes.

Wenn man die verschiedenen Provinzen unsers Deutschen Vaterlandes mit einiger Aufmerksamkeit durchreist; so muß man fast auf die Bemerkung kommen, daß sich in den Gemüthsarten, und Bildungen der heutigen Deutschen, in ihren Wohnungen, und Trachten, in ihren Nahrungsmitteln, und Beschäftigungen, in ihrem Feldbau, und Gartenbau viel größere Unterschiede finden, als man wahrscheinlicherweise aus der Verschiedenheit des Bodens, und Klima erklären kann. Solche beträchtliche, und häufige Abweichungen der Bewohner desselbigen Landes, oder benachbarter und ähnlicher Länder lassen sich nicht anders, als aus der verschiedenen Abkunft derselben, und den damit verbundenen eigenthümlichen Gebrechen oder Vorzügen ableiten. Wenn folgende Vergleichung der südlichen, und nördlichen

Provinzen von Deutschland auch lange nicht vollständig ist; so kann sie wenigstens dazu dienen, den Beobachtungsgeist junger Reisenden, denen sie etwa in die Hände fällt, zu schärfen.

Unter allen natürlichen, oder willkührlichen Abtheilungen unsers Vaterlandes hat vielleicht keine so viele Gründe für sich, als die in das nördliche, und südliche Deutschland. Unter dem nördlichen Deutschland begreift man gewöhnlich Ober- und Niedersachsen, nebst den angränzenden überelbischen Provinzen: Westphalen, Hessen, Thüringen, und die Besitzungen des Churhauses Brandenburg. Das südliche Deutschland hingegen schließt alle übrige Länder in sich, in welchen die Deutsche Sprache die herrschende ist; und unter diesen mehrere, die sich seit langer Zeit von dem Römischen Reiche abgerissen haben, oder abgerissen worden sind.

So wie die tapfere Deutsche Nation sich seit zwey Jahrtausenden nach allen Seiten hin ausgebreitet, die benachbarten Völker verjagt, oder vertilgt, und ihre Sprache, wie ihre Herrschaft weit über die Ufer der Oder, der Donau, und des Rheins hinaus gegründet hat; so hat auf der andern Seite unser edles Vaterland vielleicht eben so lange eine Menge von undeutschen Völkern von Slawischer, oder Wendischer Abkunft in seinen Schooß aufgenommen, die allem An-

sehen nach in die leeren Plätze einrückten, welche die ausgewanderten Deutschen verlassen hatten. Zwar sind diese undeutschen Ankömmlinge in der Folge, nachdem der Deutsche Stamm sich wieder vermehrt, und gestärkt hatte, entweder ausgerottet, oder doch unterjocht worden; allein in ganz Deutschland findet sich keine einzige Provinz, die nicht durch fremdes Blut wäre befleckt worden, und in welcher nicht, wenn auch nicht mehr in der Sprache, wenigstens in Wohnungen, Trachten, Bauart und Sitten sehr kenntliche Spuren der Wendischen Abkunft eines Theils ihrer Bewohner übrig wären.

Merkmahle eines Wendischen Ursprungs sind in der Bildung beyder Geschlechter kurze zusammengedrückte Staturen, platte, und ausdrucklose, oder trübselig scheinende Gesichter, kurze, dicke und abgestumpfte Nasen, schwarze Augen und Haare, welche letzteren fast ohne Ausnahme grob, und strack sind, plumpe, und unförmliche Taillen, gröberer Knochenbau, und säbelförmige Beine: und in den Weibern in's besonsondere entweder platte, oder übermäßig starke Hüften und Brüste. Auch scheint in den Personen des andern Geschlechts von undeutscher Abkunft der untere Theil des Cörpers gegen den obern unverhältnißmäßig lang zu seyn. Wenigstens machen sie viel weitere Schritte, als ihre

Deutschen Schwestern, und beym Gehen bewegen sich die Röcke viel heftiger. Auch setzen sie meistens die Füße in geraden, nach keiner Seite, wenigstens nicht nach aussen, abweichenden Richtungen vorwärts.

Die Wendische Abstammung offenbaret sich ferner in den Trachten beyder Geschlechter durch einen allgemeinen noch immer fortdauernden Geschmack an der schwarzen Farbe, die nur hin und wieder, besonders unter unserm Geschlechte, der blauen Platz gemacht hat: bey Männern in's besondere, durch kleine, flache, runde, mit Bändern gezierte Hüte: durch weite, oder bis auf die Knöchel herabgehende Beinkleider: durch kurze Jäckchen, oder Wämser ohne Schöße, oder durch Röcke, welche die Taille nicht ausdrücken; und endlich durch schmutzige Schaafpelze, die selbst im Sommer getragen werden *). Die Weiber bedecken ihr Haupt entweder mit männlichen Hüten, oder mit männlichen Pelzmützen, oder mit scheußlichen Carcassen, da die Mädchen hingegen gemeiniglich mit bloßen Köpfen ein-

*) Zu den eigenthümlichen Kleidungsstücken der südlichen Deutschen gehören die Hosenbänder, oder Hosenträger, die man in Baiern, Oesterreich, Salzburg, so wie in manchen Gegenden von Schwaben, und der Schweitz findet. Es ist der Mühe werth, das Egenthümliche der Cörperbildung zu untersuchen, das diese Hosenträger im südlichen Deutschlande fast allgemein gemacht hat.

hergehen, oder ein Band um die Haare binden. Fast allgemein ist das Flechten des Haupthaars, das entweder um die Scheitel stark zusammengeschnürt, oder in zwei Flechten verarbeitet wird, die über den Rücken hinunterhängen, und mit Hülfe von schwarzen Bändern bis über die Röcke hinab verlängert werden. Nicht weniger unterscheiden sich die ursprünglich undeutschen Frauen, und Jungfrauen von den Deutschen durch sorgfältigere, und schwerfälligere Bedeckungen des Busens, durch Mieder ohne Ermel, die aus zwey Hälften von verschiedener Farbe bestehen, und über welche manchmahl noch ein anderes mit Ermeln versehenes, und mit Pelzwerk besetztes hergezogen wird: durch kurze, kaum die Kniee, oder Waden berührende, und hingegen weit über die Hüften hinaufsteigende Röcke: durch Schuhe mit flachen, oder kurzen Absätzen; und an manchen Orten durch Zeuge, die nach Morgenländischer Art um die Füße gewunden werden, oft von verschiedenen Farben sind, und die Form der Beine nicht weniger verbergen, als die Taille durch das hohe Schürzen der Röcke verdorben wird.

Die mit Wenden vermischten Deutschen weichen von den unvermischten in Rücksicht auf Bauart nicht weniger, als in Rücksicht auf Bildung, und Trachten ab. Undeutsch, oder Wen-

disch sind würfelförmige den Russischen Blockhäusern ähnliche Hütten, die aus zusammengelegten Balken bestehen: flache mit Schindeln gedeckte, und mit rohen Steinen beschwerte, oder auch weit überhängende Dächer: eine, oder mehrere um das ganze Haus, oder um eine, oder einige Seiten herumlaufende Gallerien: ungewöhnlich kleine Fenster: und besonders große Oefen, die nicht blos zum Einheizen, sondern auch zum Kochen dienen, um welche, wie um die Seitenwände der Stuben, Bänke hergezogen sind, die vormahls die einzigen Schlafstätten waren, wozu sie noch jetzt fast unter allen Slawischen Völkern bestimmt sind.

Wenn man die angezeigten, und andere ähnliche aus Sitten, Gewohnheiten, und Lebensart herzunehmende Merkmahle als sichere Kriteria einer Wendischen oder Slawischen Abkunft gelten läßt; so muß man zugeben, daß das südliche Deutschland im Ganzen genommen viel mehr Bewohner fremden Ursprungs nähre, als das nördliche. Dies gilt aber nicht von allen Provinzen des südlichen Deutschlandes in gleichem Maaße, indem hin und wieder noch immer das Slawische, anderswo das Deutsche Blut das Uebergewicht hat, und in noch andern Gegenden das Deutsche und Slawische Blut ohngefähr zu gleichen Theilen gemischt sind. Außer Mähren, Böhmen, und den übrigen Oester-

reichischen, Italien begränzenden Provinzen, ferner aus den unfruchtbaren Gebirgen des nördlichen Deutschlandes, der Lausitz, und gewissen Gegenden in Schlesien, Holstein, und Meklenburg, findet man den alten Wendischen, oder Slawischen Stamm in ganz Deutschland nirgends weniger verändert, als im Salzburgischen, in manchen Theilen von Franken, Baiern, und der Ober-Pfalz, besonders um Nürnberg, und Regensburg, endlich in den meisten Strecken von Ober-Schwaben, und der flachen Schweiz, in welchen letzteren Ländern wiederum vorzüglich der Schwarzwald, und dessen verschiedene Zweige, das Gebiet des Cantons Zürch, und das der Abtey St. Gallen mit Menschen von undeutscher Abkunft besetzt sind. Man trifft daher auch in ganz Deutschland das gemeine Landvolk nirgends so häßlich als in den zuletzt genannten Gegenden an. Viel mehr verdeutscht sind die Einwohner von Ober- und Nieder-Oesterreich, am meisten aber die Bewohner des flachen, und fruchtbaren Baierns, die, wie die Bewohner der flachen, und fruchtbaren Gegenden von Wirtemberg, Franken, und den beyden Rheinischen Kreisen fast ganz aus dem unverdorbenen Deutschen Stamm entsprossen zu seyn scheinen.

Selbst in den Ländern aber, die großentheils von undeutschen, wenn gleich Deutsch redenden

Völkern bewohnt werden, sind die edlen Geschlechter*), und die Bewohner der Städte fast ohne Ausnahme reinen Deutschen Ursprungs; und eben deswegen zeichnen sich diese auch durchgehends von dem Landvolk durch einen höhern, und schlankern Wuchs, und durch größere Schönheit aus. Auch ist in eben diesen Gegenden fast allenthalben das männliche Geschlecht größer, und weniger häßlich, als das weibliche, weil seit der Herrschaft der Deutschen die ursprünglichen Einwohner zum Theil vertilgt, oder verdrängt, und durch die Ueberwinder ersetzt, die Weiber hingegen unverletzt, und wenig vermischt geblieben sind. So wie es endlich in Asien, und auch unter den Europäischen Slawen große Nationen giebt, die sich durch hohen Wuchs, und edle Bildung den schönsten Völkern unsers Erdtheils nähern; so finden sich unter den Nationen gemischten Ursprungs in Deutschland mehrere, unter welchen die Männer groß, und die Weiber vorzüglich schön sind. Mehrere Reisende, die in diesem Fache Kenner waren, haben mir die außerordentliche Schönheiten der Pragerinnen gerühmt. Viel gepriesener ist die Schönheit der Linzer Mädchen, die ich aber bei einem doppelten, freylich

*) Daß dieß nicht von Böhmen, und andern Gegenden Deutschlandes gelte, wo noch immer Wendisch geredet wird, versteht sich von selbst.

nicht langen Aufenthalt nicht habe entdecken können. Unter mehreren Hunderten von gemeinen Mädchen und Weibern, die wir auf dem Markte oder beym Herausgehen aus der Kirche zu beobachten Gelegenheit hatten, war keine einzige vorzüglich schön von Figur, oder von Gesicht. Vielmehr bestand die bey weitem größere Zahl aus kurzen überrunden Geschöpfen, mit platten Gesichtern, schiefen Beinen, und hohen Speckrücken, dergleichen man häufig auf dem platten Lande jenseits der Donau sieht. Vollkommen verdient aber sind die großen und allgemeinen Lobsprüche, welche alle Reisende der Schönheit der Wienerinnen gegeben haben. In Rücksicht der äusseren Vorzüge des andern Geschlechts ist Wien gewiß die erste Stadt in Deutschland, und vielleicht in Europa; und besonders zeichnen sich die Damen der höhern Classe durch eine reiche Taille, einen leichten Gang, und die edelste Haltung des Cörpers aus. Ich habe schon manchem Sitten- und Naturforscher folgendes Problem vorgelegt, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten: woher es komme, daß die Wienerinnen bey solchen Sitten, dergleichen in der Kaiserstadt, wie in andern Hauptstädten herrschen, und bey einer so unnatürlichen Lebensart, dergleichen an großen Höfen unvermeidlich ist, daß dennoch die Wienerinnen den Ruhm ihrer Schönheit bis auf

die gegenwärtige Zeit erhalten haben? Das männliche Geschlecht ist in Wien, wie in dem ganzen südlichen Deutschlande, weder so stark und groß, noch so schön von Bildung, und Farbe, als es im nördlichen Deutschlande ist.

Wenn man die beyden Hälften unsers Vaterlandes nicht bloß in Ansehung des Ursprungs, und der Bildung ihrer Bewohner, sondern auch in Ansehung der Eigenschaften, und Bildung des Geistes, und Herzens vergleicht; so dringt sich Einem die, so viel ich weiß, allgemein als wahr anerkannte Bemerkung auf: daß ein großer Theil der südlichen Deutschen schon seit mehreren Menschenaltern von Seite der moralischen, und politischen Bildung weit hinter ihren nördlichen Brüdern zurück waren, und noch immer zurück sind. Wenn ich nicht sehr irre; so brachten die nördlichen Deutschen Provinzen in den letzteren anderthalb Jahrhunderten mehr große Erfinder, Gelehrte und Künstler, und vielleicht kann man hinzusetzen, mehr große Heerführer, Regenten, und Staatsmänner, als die südlichen hervor. Unläugbar blühten hohe Schulen und Wissenschaften schon lange, und blühen noch jetzt vielmehr im Norden unsers Vaterlandes, als im Süden. Auch wurden fast alle Zweige der innern Staatsverwaltung unter den Protestanten eher ausgebildet, als unter den Katholiken, nicht

einmahl zu gedenken, daß Kriegszucht, und Heere im nördlichen Deutschlande in einem viel bessern Zustand, als in einem großen Theile der südlichen Provinzen sind. Wenn man, wie die übertriebenen Eiferer für die Sache der Protestanten zu thun pflegen, alle diese Vorzüge der nördlichen Deutschen aus der Reformation abzuleiten geneigt ist; so kann man mit Recht weiter fragen: warum entstand die Reformation nicht nur vorzüglich im nördlichen Deutschlande, sondern warum wurde sie auch nur von diesem vorzüglich angenommen, und behauptet, und von dem südlichen Deutschlande hingegen verschmäht, und unterdrückt, ausgenommen in den Gegenden, in welchen das Deutsche Blut fast ganz unverfälscht geblieben war? Wenn das Uebergewicht, welches das nördliche Deutschland schon lange über einen beträchtlichen Theil des südlichen erhalten hat, auch nicht beweist, daß in dem erstern eine größere Summe von geistigen Kräften vorhanden war; so beweist es wenigstens, daß die Vorsehung eine Reihe von günstigen Lagen, und Umständen veranstaltete, in welchen, und durch welche die schlafenden Kräfte in einem Theile unsers Vaterlandes mächtiger, als in dem andern erweckt wurden.

Wenn das nördliche Deutschland in Rücksicht seiner Bewohner oder seiner politischen Einrich-

tungen einige Vorzüge vor dem südlichen hat; so hat es diese gewiß nicht der eigenthümlichen Sanftheit und Fruchtbarkeit seines Klima, und Bodens zu danken; denn beyde, besonders das Klima, ist in dem südlichen viel milder, und befruchtender, als im nördlichen. Diesem sanfteren Klima verdankt das südliche Deutschland seine Weine, die aber doch nicht allenthalben gedeihen, und auch nicht mit der südlichen Lage von Ländern an Güte zunehmen. Vielmehr sind die Rheingauer Weine, und die, welche zwischen Mainz, und Oppenheim wachsen, im Ganzen genommen edler, als die Fränkischen: diese besser, als die Schwäbischen, die Markgräfler, und die am Boden-See! und diese endlich, besonders die Markgräfler ungleich trefflicher, als die Oesterreichischen Weine, welche letzteren wahrscheinlich, wegen der scharfen, und heftigen Winde, die aus Ungarn, und von den Steiermärkischen Gebirgen kommen, nicht zu ihrer gehörigen Reife gelangen können. Wenn man das weitläuftige Gebiet des Deutschen Weingotts genau kennt; so wundert man sich allerdings darüber, daß die ungeheure Menge Weins, die in unserm Vaterlande gewonnen wird, Käufer, und Trinker genug finden könne; und wirklich klagt man auch in allen Weingegenden über Mangel von Absatz, der viele reiche Leute den Weinhandel

aufzugeben gezwungen hat. Nichts destoweniger stellen sich die meisten nördlichen Deutschen das südliche Deutschland viel rebenreicher vor, als es wirklich ist. Denn man kann von den Wirzburgischen Gränzen an beinahe nach Wien, und von Wien bis nahe an die Ufer des Boden-Sees eine Strecke von anderthalb hundert Deutschen Meilen durchreisen, ohne beträchtliche Weinberge, oder Weingärten zu sehen. Unter allen Deutschen Weinen sind die Rheinweine die einzigen, die nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch weit über die Deutschen Gränzen versührt werden. Der Ueberfluß der Oesterreichischen Weine geht nach Salzburg, und Baiern, in welchem letztern Lande aber auch Franken-, Neckar-, und Pfälzerweine gewöhnlich sind. Die Neckarweine werden fast ganz allein in dem fruchtbauenden Schwaben getrunken. Die Markgräfler, und Elsasser Weine gehen vorzüglich nach der Schweiz, wo man die letzteren in allen Cantonen findet *). Die wahren Bierreiche in Deutschland sind Böhmen, vor allen andern aber Baiern, dessen Biere die meisten Deutschen Weine an Klarheit, Gesundheit, und Stärke übertreffen. Auch sind die Baiern bei ihren guten Bieren viel stärker, und jovialischer, als der größte Theil

*) Den Absatz der Frankenweine habe ich schon in einem der vorhergehenden Stücke angegeben.

Theil der Bewohner von Weinländern, so sehr man auch die Munterkeit der letztern zu preisen und die Schwerfälligkeit der Biertrinker zu verachten pflegt. Fast aber scheint es, als wenn nach dem Geschmack der Deutschen der schlechteste Wein ein natürliches Uebergewicht über die trefflichsten Biere hätte; denn die Bereitung guter Biere, und das allgemeine Biertrinken hört in Deutschland nicht erst an den Gränzen, sondern schon in großen Entfernungen von Weinländern auf. So findet man zum Beyspiel, wenn man von München nach Constanz reist, das letzte gute, und vielleicht das beste Deutsche Bier in Augsburg. Hinter dieser Stadt aber trifft man entweder gar keine, oder sehr schlechte Biere an, ungeachtet Augsburg fast zwei Tagereisen von den Weinbergen in der Nachbarschaft des Boden-Sees entfernt ist.

Der Boden des südlichen Deutschlandes hat vor dem im nördlichern viel weniger Vorzüge, als das Klima. Zwar sind im südlichen Deutschlande nicht so viele Haiden, und Sümpfe, als in Nieder-Sachsen, Westphalen, und in der Mark; allein dagegen hat es auch viel mehr hohe, unbebauliche, nur von Heerden zu benutzende, und zum Theil selbst diesen unzugängliche Gebirge. In einem hohen Grade ergiebig sind allein die herrlichen Gefilde in Baiern, besonders zwischen

Straubingen, und Plattlingen: die eben so schönen Fluren im flachen Schwaben, und Franken, in der Pfalz, in Ober-Oesterreich, und im Inn-Viertel, das zu den fruchtbarsten, und mahlerischsten Ländern in ganz Deutschland gehört. Ich zweyfle aber sehr, ob der Acker in allen diesen Provinzen ein mehrfältiges Korn gebe, als in den gesegneten Gegenden, die an den Ufern der Elbe, und Weser, und besonders gegen die Mündungen dieser Ströme liegen. Wenn das Erdreich im südlichen Deutschland irgend einen natürlichen Vorzug vor dem im nördlichen hat; so ist es nicht sowohl höhere Fruchtbarkeit, als Lockerheit, und Leichtigkeit. In den besten Fruchtländern von Holstein, und Bremen braucht man wenigstens vier mächtige Pferde, um den Pflug, oder die Egge durch einen guten Acker zu treiben. Im südlichen Deutschlande hingegen hat man fast nie mehr, als zwey Pferde, oder eben so viele Ochsen nöthig, und in der Pfalz habe ich manchmahl ein Pferd mit der grösten Leichtigkeit vor dem Pfluge gehen gesehen.

Außer den genannten Ländern ist das übrige südliche Deutschland mehr unfruchtbar, als ergiebig, und zwar ist der Boden entweder sumpfig, und kalt, wie im Salzburgischen, oder kiesig, und steinig, wie in Ober-Oesterreich, der Ober-Pfalz, und überhaupt in den höheren Gegenden

des südlichen Deutschlandes, oder das Erdreich ist endlich sandig, und dürre, wie in manchen Theilen von Franken, Baiern, und der Markgrafschaft Baden.

Es muß selbst einem wenig aufmerksamen Reisenden auffallen, daß die Felder des fruchtbaren südlichen Deutschlandes viel mannichfaltiger, und häufiger, als im nördlichen genutzt werden. Man bepflanzt den Getraide tragenden Acker nicht nur mit allen Arten von Obstbäumen, sondern man wirft auch in das junge Korn Kleesaamen, der nach der Erndte hervorbricht: oder man besät den Acker, der schon einmahl getragen hat, mit Rübesaamen, der noch vor dem einbrechenden Winter seine Früchte bringt. Das erstere geschieht am häufigsten im Salzburgischen: das andere im Elsaß, in Schwaben, in der Pfalz, und im Badischen. Diese vielfache Benutzung des Bodens in derselbigen Zeit, oder in demselbigen Jahre kann man meinem Urtheile nach weder der größern Thätigkeit, und Kunst des süd-Deutschen Landmanns, noch der höhern Fruchtbarkeit seiner Aecker, sondern allein dem wärmern Klima zuschreiben, das alle Gewächse schneller zur Reife bringt, und eine längere Benutzung von Feldern möglich macht. In dem gegenwärtigen Jahre fing man in der Gegend

von Salzburg schon am letzten Junius an, Rocken zu schneiden; und man hatte daher noch mehr, als drey Monate vor sich, in welchen man die abgeerndteten Aecker brauchen konnte. Man hat im Braunschweigischen, und vorzüglich im Hessischen häufige Versuche gemacht, die Seiten der Landstraßen, und auch die Aecker mit Obstbäumen zu bepflanzen; allein alle diese Versuche haben den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen, weil Obstbäume in unseren Gegenden, wenn sie einzeln stehen, und keinen Schutz haben, zwergartig bleiben, und entweder gar keine, oder keine reife, und genießbare Früchte tragen. Ungeachtet wir aber unsere Chausseen und Aecker nicht mit so häufigen Reihen von Obstbäumen bepflanzen können, als womit die südlichen Deutschen ihre Wege, und Felder zieren; so ruht doch auf dem nördlichen Deutschlande nicht ein solcher Fluch, als sich viele sonst nicht ununterrichtete Personen in Ober-Deutschland einbilden. Man fragte mich mehrmahl: ob dann in der Gegend um Göttingen auch Obst wachse? und man erstaunte nicht wenig, als ich die ernstliche Versicherung gab, daß in unseren Gärten bey einer nicht ganz vernachlässigten Wartung der Bäume, alle und zwar selbst die feineren Obstarten eben so gut, als in Schwaben, und Franken wüchsen: daß unsere Baumfrüchte

fast ohne Ausnahme, wenn auch nicht so groß, wenigstens doch eben so schmackhaft, als im südlichen Deutschlande seyen: und daß in mäßig glücklichen Jahren das Obst im grösten Ueberflusse vorhanden, und eben so wohlfeil, als in südlicheren Gegenden sey.

Viele gutmüthige Nord-Deutsche haben von den südlichen Provinzen einen viel zu vortheilhaften Begriff, wenn sie sich dieselben als ein Eden vorstellen, wo Trauben, und die köstlichsten Obstarten an allen Wegen, und auf allen Feldern wüchsen. Allenthalben, wo das südliche Deutschland sich in unabsehliche Ebnen ausbreitet, die wie Baiern, ein großer Theil des Elsasses, und der Markgrafschaft Baden allen, oder doch den kalten Winden offen sind, und durch keine nahe Gebirge geschützt werden: — oder wo das Erdreich sich stark zu heben, und in Gebirge, oder gegen hohe Berge hinaufzusteigen anfängt, in allen solchen Gegenden hören die Pflanzungen von Fruchtbäumen auf offenem Felde gänzlich auf. Am stärksten ist der Obstbau in Schwaben. Man glaubte in diesem Jahre, daß man allein im Wirtembergischen gegen 60000 Eimer Obstwein gemacht habe, oder machen werde, welches mehr als ein Viertheil der Quantität des eigentlichen Weins beträgt, den man in dem letzten Herbste zu gewinnen dachte. So erwünscht

diese große Menge von Obstwein auch sonst ist; so hat sie doch einen schädlichen Einfluß auf den Credit des wahren Weins, indem man immer fürchtet, daß der Traubensaft mit Obstmost vermischt worden sey. Selbst im Wirtembergischen scheint der Obstbau in den letzten Jahren nicht so sehr zugenommen zu haben, als auf den Abhängen und in den Thälern, womit die Ober-Schwäbischen Berge, und deren Füße sich gegen den Boden-See hinabsenken. Die Hauptursache des schnell wachsenden Obstbaus an den Schwäbischen Ufern des Boden-Sees liegt wahrscheinlich in dem einladenden Beyspiele des Thurgäus, welchem von dieser Seite keine Gegend in ganz Deutschland gleichkommt. Auf Schwaben folgt in Ansehung des Obstbaus zuerst Franken, dann Ober-Oesterreich, und zuletzt die fruchtbaren Thäler an beiden Ufern des Rheins. In den Rhein-Gegenden pflanzt man am meisten Wallnußbäume, und Castanien; in Oesterreich hingegen fast ganz allein Zwetschenbäume, aus deren Früchten man einen Branntewein bereitet, der weit und breit verführt wird.

Der Süd-Deutsche Landmann übertrifft den Nord-Deutschen nicht bloß durch seine Weinberge, und seine Obstfelder, sondern auch durch die ganze Art des Ackerbaus. Wenn man Baiern ausnimmt; so ist der Anbau von Futterkräutern,

die Stallfutterung, und die Abschaffung der Brache im südlichen Deutschlande viel allgemeiner, als im nördlichen. In dem gegenwärtigen Jahre sah man in keiner andern südlichen Deutschen Provinz so viele Felder mit üppigem grünenden Klee, oder mit dichten, und hohen Haufen von abgemähetem Klee bedeckt, als im Inn-Viertel, und in Ober-Oesterreich. Zur Abschaffung der Brache hat die Regierung hin und wieder, am kräftigsten im Erz-Bißthum Salzburg, dadurch mitgewirkt, daß sie denen, die nicht brachten, gewisse Vortheile in Holz, u. s. w. zugestand, und diejenigen, die sich nicht in ihre Absichten fügten, nöthigte, ihre brachliegenden Aecker einzuzäunen. Nicht weniger wohlthätig für die Aufnahme des Ackerbaus, und den Zuwachs der Bevölkerung ist in Wirtemberg das Verkaufen von Domänen an solche Gemeinden, die einen Ueberfluß an Menschen haben, und unter welchen liegende Gründe in einem sehr hohen Preise sind. Solche Gemeinden vertheilen die verkauften Güter stückweise unter sich selbst, und legen ihren Mitgliedern einen jährlichen, dem erhaltenen Antheil entsprechenden Tribut auf, womit sie nicht nur die Zinsen des aufgenommenen Capitals, sondern auch jährlich einen Termin des Capitals selbst abtragen. Höchst nachahmungswürdig ist ein anderes Verfahren der Wirtembergi-

schen Regierung, vermöge dessen sie es den Unterthanen leicht macht, beschwerliche Gülten, Sterbefälle; u. s. w. abzukaufen. Man rechnet den Ertrag der Abgabe, wovon der Unterthan sich befreyen will, nach einem Durchschnitt von zwanzig Jahren zusammen, sieht den jährigen Ertrag als die Zinse eines Capitals an, das drittehalb Procente trüge, und läßt sich dieses Capital auf einmahl auszahlen.

Der vermehrte Anbau von Futterkräutern, und die durchgehends sichtbare, und noch immer steigende Wohlhabenheit des Landmanns hat die Viehzucht im ganzen südlichen Deutschlande außerordentlich verbessert. Wenn man Oesterreich ausnimmt, das den Forderungen der Hauptstadt allein nicht Genüge thun kann; so ist im südlichen Deutschland keine Provinz, die nicht jährlich zahlreiche Haufen von großem, und kleinem Vieh, besonders von fetten Ochsen ausführte. Salzburg verkauft seinen überfließenden Vorrath nach Oesterreich; und Franken, und Schwaben lassen ihre gemästeten Ochsen in die Schweiz, und nach Frankreich treiben. In Franken begegnet man fast täglich auf allen Straßen, die nach Frankfurth, und nach Frankreich führen, großen Heerden des schönsten Viehs; und in Schwaben nannte man mir einen Paß, durch welchen jährlich über 8000 Stück gemästeter Och-

sen nach Frankreich geführt werden sollen. So wie die starke Ausfuhr von fettem Vieh aus Deutschland den traurigsten Verfall des Ackerbaus, und der Provinzen in Frankreich beweist; so glaubt man in eben diesem beträchtlichen Handel mit Vieh, den vornehmsten Grund zu finden, warum das ganze südliche Deutschland mit Französischem Silbergelde überschwemmt ist *).

*) Der gegenwärtige Zustand des Münzwesens, und der laufenden Geldsorten in Deutschland, und in der Schweitz kann den Scharfsinn der Politiker von mehreren Seiten üben. Es ist freylich leicht zu erklären, warum das Silbergeld in den Oesterreichischen Staaten selten ist, da die kaiserlichen Dukaten auf vier und einen halben Kaisergulden, oder auf drey Thaler unsers Geldes, den alten Louisdor zu fünf Thalern gerechnet, gesetzt sind. Allein warum ist das Deutsche Silbergeld, und zwar nicht bloß die Konvenzions-Thaler, sondern auch die vier und zwanzig, und zwölf Creuzerstücke in dem übrigen südlichen Deutschlande so selten? Ganz Schwaben, Franken, die Pfalz, und die übrigen Länder am Rheine sind, wie die Schweitz, mit Französischen Thalern so sehr überschwemmt, daß es immer viele Mühe kostet, einen großen Thaler gewechselt zu erhalten. Wenn eilf Gulden Sechs- oder Drey-Batzenstücke mehr werth sind, als vier Französische Thaler; warum entdeckte man dieses nicht eher, warum tauschte man die erstern nicht schon früher gegen die letztern ein, oder warum sanken, und sinken die Französischen Thaler nicht im Werthe? — Ungeachtet ferner die nach 1785 geschlagenen Französischen neuen Louisdor viel geringhaltiger sind, als die vor 85 geprägten; so nimmt man doch die erstern in der ganzen Schweitz, und im ganzen südlichen Deutsch-

Die starke Ausführung des großen und kleinen Viehs hat im ganzen südlichen Deutschland den Preis des Fleisches so sehr erhöht, daß man in allen Städten laute Klagen darüber hört. Leider sucht man den steigenden Preis des Fleisches dadurch aufzuhalten, daß man die Ausfuhr des Viehs verbietet, oder einschränkt.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Feldbaus im südlichen Deutschlande gehört der Bau von Spelz, oder Dinkel, und von Maiz, oder Türkischem Korn, welches letztere am häufigsten im Badischen angepflanzt wird. Ich glaube fast,

lande für voll, und man giebt ohne Bedenken vier Laubthaler für einen neusten Französischen Louisdor. Noch viel unerwarteter muß es einem Jeden vorkommen, daß die Schweitz, und die an Frankreich gränzenden Deutschen Provinzen nicht mit den geringhaltigen Französischen Louisdor angefüllt sind, welches aber so wenig der Fall ist, daß vielmehr die größten Summen des schwerfälligen Volumens ungeachtet mit Rollen französischer Thaler bezahlt werden. Warum sind endlich auch außer Oesterreich die Dukaten in einem so unverhältnißmäßig hohen Preise gegen die alten Louisdor, oder gegen gute Friedrichdor, und die Französischen neuen Louisdor vor 85, gegen die nach 85? Gute Holländische Dukaten wechselt man im Reich mit 16, 20, 24 Creutzern Agio ein, da man für gute Friedrichsdor nicht mehr, als neun Gulden, und höchstens einige Creutzer Aufgeld giebt. Die Französischen Louisdor vor 85 stehen gegen die nach 85, und selbst gegen die guten alten Thaler in einem so hohen Preise, daß für 50 Stück der erstern 205 Thaler gegeben werden.

daß beyde Getraidearten, und besonders der Dinkel unserm Klima, und Boden nicht angemessen seyn müssen, weil ich sonst zu der Industrie der Oekonomen im nördlichen Deutschlande das Zutrauen habe, daß sie die Cultur des Dinkels schon versucht hätten. Sehr berühmt ist im südlichen Deutschlande der Salzburger Waizen, dessen Mehl dem besten Dinkelmehl gleich geschätzt wird.

Bey den mannichfaltigen Vorzügen, welche der Feldbau des südlichen Deutschlandes vor dem in unsern Gegenden hat, wundert man sich mit Recht darüber, daß man in vielen Gegenden eine höchst sonderbare, und wie ich glaube, undeutsche Bearbeitung der Felder beybehalten hat. Die Fruchtfelder in manchen Theilen von Franken, Baiern, Oesterreich, und Schwaben bestehen in langen Streifen, die anderthalb bis zwey Fuß breit, und durch Furchen von einander getrennt sind, durch welche häufige Furchen nothwendig ein großer Theil der Aecker unbenutzt bleibt. Wenn man nach den Ursachen dieser Furchen-Methode frägt; so antwortet man, daß die Furchen zur Ableitung der schädlichen Feuchtigkeiten dienen, indem das Getraide um desto besser gedeihe, je trockner die Felder, und die Witterung seyen. Allein dieser angebliche Grund scheint mir mehr Vorwand einer alten Gewohnheit, als eine gültige Ursache zu

seyn; denn man behält dieselbige Art zu pflügen, und Felder abzutheilen, auch in solchen Gegenden bey, wo ein trockener Sandboden, oder wegen der hohen, und hügelichten Lage, der Acker von Feuchtigkeit nichts zu fürchten ist. Ueberhaupt aber habe ich in allen den Ländern, wo man die Felder durch häufige Furchen in schmale Streifen zerstückelt, keine beträchtliche Strecken wahrgenommen, wo das Erdreich so niedrig, und feucht, als in den fruchtbarsten Gegenden an der Elbe, und Weser gewesen wäre. In diesen reichen Getraideländern verdirbt man nicht so viel Land, als in den südlichen Provinzen; sondern man umzieht die niedrigen Aecker mit Gräben, erhöht, und düngt die Aecker mit dem ausgegrabenen fetten Schlamm, und bearbeitet sie endlich auf eine solche Art, daß sie, wie neue Chausseen, gewölbt werden, und durch diese Wölbung das Abfließen, oder Abziehen schädlicher Feuchtigkeiten befördern.

Wenn die südlichen Deutschen die nördlichen im Ackerbau übertreffen; so scheinen diese jenen im Garten- und Gemüsebau überlegen zu seyn. Die feinsten, schmackhaftesten, und nützlichsten Gemüsearten, besonders Gartenerbsen, Blumenkohl, Spargel, und Cartoffeln sind im Süden von Deutschland viel seltener, und schlechter, als im Norden. Zarte junge Erbsen, die in unsern Gegen-

den mehrere Wochen lang das Lieblingsgemüse in den meisten guten Häusern ausmachen, sieht man im südlichen Deutschlande fast gar nicht; und wenn man Erbsen erhält, so sind diese meistens so hart und unschmackhaft, als bey uns die Felderbsen. Unsern weißen, fleischigen, fast ganz genießbaren Spargel kennt man im südlichen Deutschlande eben so wenig, als in der Schweiz. Statt dessen ißt man den grünen, der lang, dünn, größtentheils holzig, und nur bloß an den Spitzen genießbar ist. Wegen der Länge des Spargels ist es im südlichen Deutschlande für den Unerfahrnen eine beschwerliche Kunst, Spargel zu essen, und die schwankenden Spitzen in den Mund zu bringen, ohne das Gesicht, oder die Wäsche zu beschmutzen. So grasig der Geschmack des grünen Spargels uns Nieder-Sachsen scheint; so weit ziehen ihn die südlichen Deutschen dem weißen vor, den sie als fade, oder unschmackhaft verachten. Der Blumenkohl in den südlichen Provinzen ist zwar dem unsrigen ähnlich; allein er treibt niemahls, so weit meine Beobachtungen reichen, so dichte, weiße und große Köpfe, und ist deswegen auch viel theurer, als in unsern Gegenden. Noch schlechter, als der Blumenkohl sind die Cartoffeln, deren Anbau zwar zunimmt, die aber weder von dem gemeinen Mann, noch von den besseren Ständen

so häufig, als in Nieder-Sachsen genossen werden. Auch sind die süddeutschen Cartoffeln wegen ihrer Lockerheit, und ihres widrig-mehligen Geschmacks in der That keine sehr einladende Speise. In manchen gebirgigen Gegenden, wo der Cartoffelbau das beste Gegenmittel gegen Hungersnoth, oder gegen drückende Theurung des Getraides hergeben würde, kennt man sie noch fast gar nicht, und der Landmann hat sogar einen Widerwillen dagegen, weil er an harte, und fette Mehlspeisen gewöhnt ist. Ich bin oft darüber erstaunt, daß man sich im südlichen Deutschlande nicht bessere Arten von Erbsen, Spargel, Blumenkohl, und besonders von Cartoffeln zu verschaffen gesucht hat. Allem Ansehen nach haben wir den besseren Saamen dieser Gemüsearten der Nachbarschaft von Hamburg, und Bremen zu danken. Das einzige Gemüse, oder eins von den Gemüsen, die im südlichen Deutschlande häufiger gebaut, und besser bereitet werden, als im nördlichen, ist der weiße Kohl, der als Sauerkraut in mehreren Gegenden, besonders in der Wetterau, einen nicht ganz unbedeutenden Handelsartikel ausmacht.

Unumzäunte Gartenfelder, die von den Einwohnern kleiner Städte, Flecken, und Dörfer in Nebenstunden gartenmäßig bearbeitet werden, und den geringeren bürgerlichen Haushal-

tungen ihre nöthigen Gemüse geben, finden sich in den südlichen Provinzen viel seltener, als in Nieder-Sachsen. Allein im Süden, wie im Norden von Deutschland hat eine jede beträchtliche Stadt entweder eine Vorstadt, oder ein oder mehrere Dörfer, welche man die Gemüsegärten der benachbarten großen Städte nennen kann. So berühmt Bardewick wegen seines Gemüsebaus in Nieder-Sachsen, und besonders in Hamburg ist, eben so berühmt sind in Franken die Knoblauchs-Länder bey Nürnberg. Die Bauerngärtner in diesen Knoblauchs-Ländern versorgen nicht bloß Nürnberg, sondern einen großen Theil von Franken mit den Producten ihrer Gartenländer. Auf dem Gemüsemarkt in Nürnberg darf zwar bis ein Uhr kein Fremder kaufen; allein später ist der Kauf, und Verkauf von Gartengewächsen unbeschränkt, und gemeiniglich stehen an Markttagen schon Karren bereit, die das in Nürnberg nicht verkaufte Gemüse nach Anspach, und selbst bis Schwäbisch-Gemünt führen. Ihren Rosmarin tragen die Bauern aus den Knoblauchs-Ländern weit in Baiern hinein. Ein Morgen Gartenfeld, der 180 Ruthen lang, und hundert zwanzig breit ist, soll zu 900 bis 1000 Fl. ja wie einige behaupten wollten, zu 1000 Thlr. verkauft werden. Die Felder in den Knoblauchs-Ländern ruhen gar

nicht, sondern werden, sobald, und so lange die Jahrszeit es erlaubt, unaufhörlich genutzt. Diese beständige Nutzung der Gartenfelder gibt dem Dünger in Nürnberg einen großen Werth. Man sammelt daher mit großer Sorgfalt alle Unreinigkeiten des Hauses, und der Straßen entweder in kleinen Löchern unter den Häusern, oder an bequemen Stellen auf den Straßen, die mit einem Zaun, oder einer viereckigen Wand von Brettern eingefaßt sind; und solche eingezäunte Misthaufen werden für wichtige Anhänge von Häusern gehalten. Die außerordentliche Betriebsamkeit der Einwohner von Nürnberg, und den umliegenden Gegenden ist die Ursache, daß viele Sachen gespart, und verkauft werden, wovon man sich anderswo so früh, als möglich, loszumachen sucht. So sparen die Nürnbergischen Köchinnen alle Knochen sorgfältig zusammen, und verkaufen sie an die Arbeiter von Knochen. Diese Knochenarbeiter verkaufen ihren Abfall wieder an die Verfertiger von Rosencränzen, und was diese endlich nicht brauchen können, wird für die benachbarten Gärtner als Dünger zusammengesucht.

So gewiß es ist, daß das südliche Deutschland reicher an prächtigen, und geschmackvollen Gärten, Pallästen, und Residenzen ist, als das nördliche; eben so unbezweyfelt scheint es mir, daß die Städte, und noch mehr die Flecken, und Dör-

Dörfer in den südlichen Deutschen Provinzen besser gebaut sind, als die in den nördlichen. Die Städte des südlichen Deutschlandes haben im Durchschnitt nicht so gerade, so breite, und lange Straßen, und so große, und schöne Plätze, als einige Städte des nördlichen: und nahmentlich sind die Plätze in Wien entweder klein, oder unregelmäßig, und was noch mehr zu verwundern ist, meistens nicht einmahl gepflastert; allein München, und Manheim, Carlsruhe, und Bonn unterscheiden sich in diesen Stücken vortheilhaft von ihren älteren Schwestern, deren Stifter mit der Italiänischen Bauart auch die Italiänischen Straßen nachgeahmt zu haben scheinen. Uebrigens haben die meisten Süd-Deutschen Städte darin einen unbestreitbaren Vorzug vor den meisten nördlichen, daß sie aus Steinen und nicht von Holz erbaut sind. Es macht daher einen widerlichen Eindruck, wenn man aus dem südlichen Deutschland, und aus der Schweitz zum erstenmahle in die Flecken, und kleinen Städte des Protestantischen Schwabens kommt, und in diesen eben so schwache als unregelmäßige Giebelhäuser erblickt. Die dauerhafte Bauart in den Städten des südlichen Deutschlandes kann schon lange nicht mehr in einer größern Wohlhabenheit ihrer Bewohner gesucht werden. Der wahre Grund davon liegt

allem Ansehen nach in der Nachbarschaft, und in der ältern, und genaueren Verbindung mit Italien, in der größern Menge von Gebirgen, und von guten Steinarten, die diese Gebirge enthalten, und dann in dem reichern Adel, und der reichern Geistlichkeit, deren Beyspiel für die nicht edeln, und nicht geistlichen Städtebewohner Muster wurde.

Unter den Städten des südlichen Deutschlandes sind einige, wo man die Italiänische Bauart mit flachen Dächern angenommen hat, oder durch hohe Blendmauern von außen zu erkünsteln sucht. Dieser Italienische Geschmack in der Baukunst findet sich vorzüglich in den beyden geistlichen Residenzstädten Passau, und Salzburg; und diese beiden Städte sind vielleicht auch die einzigen in Deutschland, die ohne dem Klima zu trotzen, die sonst undeutsche Bauart annehmen konnten. Beyde Städte sind mit nahen, und Salzurg mit sehr hohen Gebirgen umgeben, zwischen welchen die eingeschlossene, und von den zurückprellenden Sonnenstrahlen doppelt erhitzte Luft im Sommer manchmahl so drückend, und heiß, oder noch brennender, als in Italien wird. Man glaubt sich über die Alpen versetzt, wenn man von den nächsten Anhöhen um Salzburg Personen auf den flachen Dächern sitzen, und arbeiten, oder auf Brettern, die man über die Dächer gelegt hat, hinwandeln, oder wenn man

schmutzige Capuciner ihre Kutten waschen, und an der Sonne trocknen sieht. In Passau rauben die häufigen Blendmauern, die höher, als die Dächer selbst sind, den Häusern das Ansehen von Dauerhaftigkeit, so wie die vielen Röhren, die von den Dächern an der Vorderseite der Häuser herablaufen, eine große Verunstaltung, oder wenigstens eine beträchtliche Verminderung ihrer Schönheit sind.

Der Anblick einzelner großer, und wohlgebauter Städte ergötzt nachdenkende Reisende lange nicht so sehr, als der beständige Anblick schöner Fluren, Dörfer, und Flecken. Durch diese übertrifft das südliche Deutschland das nördliche noch weit mehr, als durch seine Gärten, Palläste, und Städte. Im ganzen südlichen Deutschland aber hat keine Provinz so viele schöne Flecken, und Dörfer, als Baiern, wenigstens in den Strichen, die man von Regensburg nach Vilshofen, von Salzburg nach München, und von München nach Augsburg durchreist: einige Dörfer ausgenommen, die unmittelbar vor und hinter Regensburg liegen. Diese herrlichen Flecken, und Dörfer überraschen um desto mehr, wenn man die übertriebenen Schilderungen unzufriedener, oder unwissender Schriftsteller von der Unterdrückung, und dem Elende des Bairi-

schen Landmanns gelesen hat, und in Baiern verfallene, oder verfallende Flecken, und Dörfer und armselige Bauerhütten anzutreffen glaubt. Die Baierischen Flecken, und Dörfer haben durchgehends ein Ansehen von Neuheit, und Wohlhabenheit; und die Häuser des Landmanns sind meistens, oder sehr häufig von Steinen gebaut. In dem übrigen Deutschlande sind viele Städte, wo die Häuser nicht so geräumig, und schön, als in Plattlingen, und andern Bairischen Flecken sind. Dem äußern Ansehen entspricht vollkommen der Hausrath, und die Reinlichkeit im Innern der Häuser. In Rücksicht auf Sauberkeit von Treppen, Gängen, Zimmern, und Betten sind die Baierischen Flecken, Dörfer, und Städte die einzigen, die mit den Schweizerischen wetteifern, und ihnen selbst den Vorzug streitig machen können. Gewiß aber kleidet, und nährt sich der Baierische Landmann viel besser als der Schweizerische. Außer seinem trefflichen Bier und Brod genießt der wohlhabende Baierische Bauer täglich seine nahrhaften Mehlspeisen und sein Rindfleisch, das so gut bereitet wird, daß Reisende kein Bedenken tragen dürfen, sich an den Tisch Bairischer Bauern zu setzen.

Den Bairischen Dörfern, und Flecken kommen in Rücksicht auf Schönheit, und Dauer-

haftigkeit die Ober-Oesterreichischen, besonders die zwischen Linz, und Mölk am nächsten. In Unter-Oesterreich nimmt das Ansehen von Dörfern, und Flecken eher ab, als daß es sich verschönern sollte. Besonders wundert man sich darüber, daß in den letzten Dörfern vor Wien noch viele Bauerhäuser mit Stroh, oder Schindeln gedeckt sind, welche letzteren man selbst auf manchen Landhäusern vor der Kaiserstadt wahrnimmt. Wenn aber die Bauerhäuser auch Stroh- und Schindeldächer haben; so sind die Mauern dennoch von Steinen aufgeführt. Hölzerne Häuser findet man zuerst nur in dem Theile von Ober-Oesterreich, der sich dem Salzburgischen nähert; und in eben diesen Gegenden sind die Bauerhäuser, so wie im Salzburgischen ganz nach Schweizerart, mit überhängenden Dächern, und mit Gallerien gebaut. Wenn im Salzburgischen die Wohnungen des Landmanns auch eben so geräumig, und neu, als im Oesterreichischen sind; so scheinen sie doch weniger reinlich, und weniger gut erhalten zu seyn. Dieß ist um desto sonderbarer, da der Salzburgische Landmann im Ganzen genommen viel wohlhabender, und glücklicher, als der Oesterreichische ist.

In den Provinzen, welche der Main, der Neckar, und der Rhein durchströmen; streiten

die Pfälzischen, die Speierischen, und manche Wirzburgische Flecken, und Dörfer um den Vorzug. Unter diesen haben sich die Speierischen Dörfer, und Flecken in den letzten Zeiten sehr aufgenommen. Als ich vor etwa zehn Jahren den Weg von Bruchsal nach Mannheim machte, fiel mir besonders die Armseligkeit der Speierischen Dörfer auf. Jetzt hingegen scheinen alle diese Dörfer wie neu erbaut zu seyn; und man würde sie den besten Bairischen, und Oesterreichischen an die Seite setzen können, wenn sie nicht gleich den Fränkischen, und Pfälzischen von Holz gebaut wären. Wer sollte glauben, daß die Pfälzischen Flecken, und Dörfer schöner, als die Wirtembergischen, und die Speierischen viel schöner, als die Mainzischen seyen? und doch ist es wirklich so. Man kann es den aus dem südlichen Deutschlande kommenden Reisenden nicht verargen wenn sie nach dem Anblick der Hessischen, und Hannöverischen Dörfer schliessen, daß das nördliche Deutschland viel unfruchtbarer, und unglücklicher sey, als es wirklich ist.

Es ist in der That schwer zu entscheiden, ob das südliche, oder nördliche Deutschland verhältnißmäßig reicher sey, oder eine größere Summe von baarem Gelde besitze. Jenes zieht seine Schätze vorzüglich aus den ersten Producten der Erde, dieses mehr aus dem Großhandel,

und aus Fabriken, und Manufactnren. In jenem findet sich der größte Theil des National-Vermögens in den Händen des hohen Adels, der hohen Geistlichkeit, und selbst des wohlhabenden Bauernstandes; in diesem ist der Kaufmann, und Fabrikant im Durchschnitt genommen reicher, als der Edelmann, und Landmann. Wenn man den Reichthum des südlichen, und nördlichen Deutschlandes allein nach dem Reichthum, oder den geringern Schulden von Regenten, und Landesständen beurtheilen dürfte; so würde man das nördliche Deutschland ohne Frage für viel reicher, als das südliche erklären müssen. Preussen, Sachsen, die Braunschweigischen Häuser, und Hessen-Cassel sind viel reicher, oder schuldenfreyer, als Oesterreich, Baiern, Pfalz, und Wirtemberg. Unter den geistlichen Fürsten haben der Churfürst von Cölln, der Erzbischof von Salzburg, und der Fürstbischof von Wirzburg, und Bamberg, endlich der Bischof von Speier schon lange angefangen, die wohlthätige Sparsamkeit der Nord-Deutschen Fürsten nachzuahmen, und Land, und Cammer von drückenden Schulden zu befreyen. Vielleicht ist kein Land in Deutschland, wo nicht nur der Fürst, und die Stände, sondern auch der Landmann, und die Gemeinden so rein von Schulden, und fast alle öffentliche Cassen so reich an Baarschaf-

ten sind, als im Salzburgischen. Diesen blühenden Wohlstand hat das Land einzig und allein der eben so gütigen, als kraftvollen Regierung seines jetzigen Fürsten, und den Einsichten, und der Redlichkeit seiner würdigen Räthe zu verdanken. Als der jetzt regierende Erzbischof den fürstlichen Stuhl bestieg, war die Cammer erschöpft, die Landesstände tief verschuldet, und ohne Credit, und das Land in Gefahr, eine schreckliche Hungersnoth zu leiden: welchen großen Uebeln der neu erwählte Fürst zuerst durch die Verwendung seines ganzen Vermögens, und Credits, und dann durch bessere Verwaltung zuvorkam.

Die Fürsten, und Landesstände des südlichen Deutschlandes mögen aber verschuldet, oder nicht verschuldet seyn; so hört man allenthalben, wie im nördlichen Deutschlande, über das Steigen von Lebensmitteln, über das Sinken von Zinsen, und über die Schwierigkeit, Capitalien unterzubringen, bedenkliche Klagen führen. In den meisten südlichen Provinzen sind die Zinsen eben so niedrig, oder noch niedriger, als im nördlichen. So zahlt man im Salzburgischen gewöhnlich nur $3\frac{3}{5}$ Procent, und in manchen Gegenden strecken die Bauern sich unter einander Geld zu drittehalb Procent vor, damit die Gemeinde vor den Anfechtungen aller nicht einheimischen Gläubiger

sicher sey. Der niedrigen Zinsen ungeachtet hat der Schuldner das Recht von jedem Gulden Zinsen, den er abträgt, sechs Kreuzer, oder den zehnten Theil zurückzubehalten. Diesen Abzug des zehnten Theils hat man dem Landeigenthümer als eine Entschädigung zugestanden, indem die vornehmste Steuer von Grundstücken gehoben wird, und Capitalien gar keinen Abgaben unterworfen sind. Im Herzogthum Wirtemberg geben die Cammer, die Landesstände, und der Kirchenrath zwar noch fünf Procent; allein man thut dieses nicht, weil man nicht Geld genug zu vier, oder noch geringeren Procenten bekommen kann, sondern weil man das Geben von so hohen Zinsen für eine Wohlthat hält, die man dem Lande erweise, und erweisen müsse. Man glaubt dieses so fest, daß, als man neulich zum Behuf des Zucht- und Werkhauses einige Capitalien zu 4 p. c. aufnahm, man vorher bey den Landesständen, und wenn ich nicht irre, auch bey dem Kirchenrath anfragte: ob diese Corpora sich vielleicht durch ein solches Beyspiel bewegen lassen würden, die schuldigen Capitalien auf 4 Procent zu setzen, und neue Capitalien zu eben diesem Zins aufzunehmen? Man erhielt aber die beruhigende Antwort, daß die Landescassen sich durch das Ersparungs-Beyspiel des armen Werk- und Zuchthauses nicht würden zu einer ähnlichen

Sparsamkeit reitzen lassen, sondern daß sie vielmehr fünf Procent zu zahlen fortfahren würden. Solche hohe Procente sind allerdings für die reichen Familien eine wahre Wohlthat; allein man scheint nicht genug zu bedenken, daß man von den ärmeren Unterthanen um desto mehr Abgaben zur Bestreitung der höhern Zinsen fordern müsse: daß man den grösten Theil von Landleuten, die in einem dringenden Geldbedürfnisse sind, durch das Beyspiel der öffentlichen Cassen zwinge, gleichfalls fünf Procent zu zahlen, da die Gläubiger sonst mit vier Procent zufrieden gewesen wären: daß man endlich durch die hohen Procente, die man in den sicheren öffentlichen Cassen gibt, die Anlage, und Beförderung von Fabriken, und Manufacturen hindere. So lange reiche Leute ihr Geld zu fünf Procent sicher unterbringen können; so lange werden sie sich schwerlich einfallen lassen, ihre Gelder mit Gefahr, und Mühe auf kostbare Unternehmungen zu wenden, die ihnen am Ende doch kaum ein, oder einige Procente mehr eintragen.

Der Anblick der Natur in dem südlichen Deutschlande jenseits der Donau hat etwas Befremdendes, wovon man anfangs nicht weiß, worin es eigentlich bestehe, oder wo man es eigentlich suchen solle. Wenn man aber seine Aufmerksamkeit fortsetzt; so zeigt es sich, daß Wäl-

der, Berge, Flüsse, und Thäler in den Ländern jenseits der Donau ganz anders, als in dem übrigen Deutschlande sind. Von Nürnberg an sieht man bis an den Wiener Wald die Häupter, und Abhänge der Berge, oft auch selbst die Thäler mit dunkeln Wäldern von Nadelholz bedeckt. Der beständige Anblick der schwarzen Tannen, und Fichtenwälder hat nicht bloß etwas widerlich-Einförmiges, sondern auch etwas Niederschlagendes; und man entbehrt zugleich das Vergnügen, was die Melodieen der mancherley Arten von Singvögeln in Laubwäldern verschaffen. Man wird daher außerordentlich erquickt und erfreut, wenn man irgendwo kleine Haufen von Espen, und Erlen, oder gar größere Wälder von Buchen entdeckt. Das südliche Deutschland jenseits der Donau hat zwar mehrere den Geographen bekannte Flüsse, als ein gleich großer Abschnitt des übrigen Deutschlandes. Nichts desto weniger ist das erstere viel wasserärmer, und die Flüsse, die der Donau, und mit der Donau dem schwarzen Meere zueilen, sind lange so nützlich, und reitzend nicht, als diejenigen, die sich in den Rhein, oder die Weser, und Elbe, und mit diesen in das Weltmeer ergießen. Man kann in Baiern und Oesterreich, und selbst in Schwaben, im Elsaß, und in der Pfalz Tagelang reisen, ohne

einen einzigen so vollen, und reinen Bach zu sehen, dergleichen sich in Hessen, und in unsern Gegenden von allen Bergen, und Hügeln herabstürzen. Die Flüsse des südlichen Deutschlandes zeichnen sich manchmal durch ein liebliches Grün, oder durch eine sapphyrne Bläue aus, weil sie sich schon entweder in Seen gereinigt haben, oder überhaupt wenig mit irdischen trübenden Theilen geschwängert sind. Wenn man aber die größere Klarheit einiger südlich-Deutschen Flüsse vergißt; so sind sie sowohl in Rücksicht auf Schönheit, als auf Nützlichkeit unendlich weit unter denen, die gegen Norden fließen. Der Lauf der Donau, des Inns, noch mehr der Iser, der Ens, der Salza, der Traun, und anderer noch kleinerer Flüsse, ist allenthalben, wie der Lauf wilder Eroberer, oder zügelloser Heere mit Spuren schrecklicher Verwüstungen bezeichnet. Die Ufer, und Betten dieser Ströme sind fast durchgehends mit ungeheuern Haufen, oder Inseln von Kies, und Schutt bedeckt, die sie bey heftigen Regengüssen oder plötzlichen Schmelzungen des Schnees von den hohen Salzburgischen, Tyrolischen, und Steiermärkischen Gebirgen herunterwälzen. Es vergeht fast kein Jahr, worin diese Flüsse nicht eine, oder mehrere schreckliche Ueberschwemmungen anrichteten. Gewöhnlich aber nehmen

sie nur einen kleinen, oft kaum den zehnten, oder zwanzigsten Theil des von ihnen selbst bereiteten, oder gepflasterten Kieselbetts ein. Selbst da, wo dieses Steinbett aufhört, bestehen ihre Ufer aus sumpfigen Weiden, die sogar bey Wien die Donau begleiten; oder sie sind auch oft halbe, oder ganze Viertelstunden weit mit niedrigem unfruchtbaren Gesträuch bewachsen, woran man gewöhnlich die Annäherung gegen ein Waldwasser erkennen kann.

Wenn diese wilden Ströme durch Bergklüfte eingezwängt werden; so sind die Abhänge dieser Berge entweder ganz kahl, oder meistens mit düsterem Nadelholz bekleidet. Die kleinern Flüsse sind wegen der Breite ihrer Bette, und der Seichtigkeit ihrer getheilten Wasser zu weiter nichts, als zum Flössen des Holzes zu brauchen. Die größeren können zwar beschifft, aber meistens nur abwärts beschifft werden, weil ihr reissender Strom, oder ihre felsigten und sumpfigen Ufer das Aufwärtsschiffen, und das Ziehen der Schiffe entweder unmöglich, oder äußerst beschwerlich machen. Man wird daher gewaltig in seinen Erwartungen getäuscht, wenn man sich die Ufer des Inns, und der Donau so fruchtbar, und angebaut, oder so reich an glücklichen Menschen, und schönen Landschaften vorstellt, als die Ufer des

Rheins, und der Elbe, oder als die Gestade der Schweizer Seen. Die vortheilhaftesten Standpuncte an der Donau sind unstreitig die Höhen um Linz, und Passau, der Balcon am Closter Mölk in Oesterreich, und das Schloß in Preßburg; allein keiner von diesen Standpuncten kann mit den schönsten Aussichten im Rheingau, oder am Zürcher, Constanzer, Genfer, und Neuenburger See, nur von fern verglichen werden. Unterdessen sind die Aussichten auf die zwischen Berge eingepreßte Donau viel mahlerischer, als die Prospecte auf weite Thäler, in welchem sie sich ausbreiten kann; und aus diesem Grunde haben mir die Landschaften um Linz, Mölk, und Passau viel besser, als die um Preßburg gefallen. Von dem Preßburger Schlosse entdeckt man freylich eine unabsehliche Ebene, die von den verschiedenen Armen der Donau durchschnitten wird; allein diese ganze unabsehliche Fläche ist öde, menschenleer, und mit wildem Gesträuche überwachsen, aus welchem nur hin und wieder kleine Haufen von Häusern, oder seltene Thurmspitzen sich emporheben. Ungleich mahlerischer sind die Aussichten aus dem Garten der Capuciner auf Mariahilf bey Passau, aus den Fenstern, und von dem Balcon des schönsten Deutschen Closters, des Closters Mölk, und noch

mehr aus dem Schloßgarten in Linz, und von dem Jägerhause, das auf dem Berge liegt, an dessen Fuß man wegfährt, wenn man von Passau nach Linz kömmt. Von allen diesen Standpuncten sieht man die Ufer der Donau, und die terrassenmäßig emporsteigenden Berge nicht bloß mit Kies, und mit Tannen, sondern man sieht sie mit schönen Kirchen, Schlössern, und Clöstern, mit kleinen Fluren, oder mit mahlerischen Gruppen, und Cränzen von Bäumen, und mit einem angenehmen Gewimmel froher, ihren nahen Wohnungen zueilender Menschen bedeckt. Selbst aber auch von den Anhöhen um Linz, und Mölk wird der Genuß der schönen Natur durch die dürren mit Kies überlegten, oder mit schlechtem Gesträuch dürftig bekleideten Inseln geschwächt und unterbrochen, die sich hier, wie fast in dem ganzen übrigen Laufe der Donau zeigen. Man findet diese Denkmähler verheerender Fluthen noch trauriger, wenn man an die Insel Reichenau im kleinen Boden-See, oder vielmehr in dem neuen wiedergebohrnen Rheine bey Constanz, und an die schönen Auen denkt, die der Rhein zwischen Mainz, und Bingen umfaßt, und die durchgehends mit prächtigem Laubholz, oder mit Fruchtbäumen, oder mit Fluren, Wiesen, und Weinbergen geschmückt sind.

Wenn man in Oesterreich, Baiern, und im Salzburgischen reist; so sieht man fast immer irgendwo die mit Schnee bedeckten Tyrolischen, Steiermärkischen, oder Salzburgischen Gebirge. Diese Gebirge erregen wenigstens in denen, welche die Schweizerischen Schneeberge kennen, eben so oft unangenehme, als angenehme Eindrücke, und Vorstellungen. Die Deutschen hohen Gebirge sind theils zu fern, und theils sind sie auch nicht hoch genug, um so erhabene Empfindungen, als die unersteiglichen mit ewigem Eise, und Schnee bedeckten Alpen hervorbringen zu können. Die Tyrolischen, Steiermärkischen, und Salzburgischen Berge sind schon im May, und Junius nie ganz, sondern nur in Klüften, oder an einzelnen kalten Abhängen, und Stellen mit Schnee überzogen. Wegen der großen Entfernung, und der geringen Höhe der Berge veranlassen diese Streifen von Schnee weder die Erscheinungen, noch die Eindrücke, welche man an den Alpen, und bey deren Betrachtung in sich selbst wahrnimmt. Man denkt viel öfter an die Kälte, und Unfruchtbarkeit der sparsam beschneiten Berge, und an das traurige Loos der Menschen, die diesen Höhen nahe wohnen, als man durch den Anblick ihrer Größe, und durch das Nachdenken über ihr Alter, und ihre Dauerhaftigkeit

zum Erstaunen, oder zur Bewunderung hingerissen wird. — Die niederen Berge im südlichen Deutschlande jenseits der Donau enthalten viel öfter, als die übrigen vaterländischen Gebirge, Sandstein von feinem, und grobem Korn, und meistens von großer Härte; und außer Sandsteinen eine Art von Breccia, die aus kleinerem, und größerem, fast immer abgerundeten Geschiebe besteht, und durch einen nicht sehr festen Kütt mit einander verbunden ist. Diese Breccia findet sich am meisten in der Nachbarschaft von Salzburg, wo selbst höhere Berge daraus bestehen sollen. Wenn diese Breccia gebrochen wird; so ist sie oft ganz weich, erhärtet aber bald an der Luft. Felsenwände von dieser Steinart, die der Luft ausgesetzt sind, wittern, oder wachsen auf eine gewisse Art aus, welches allem Ansehen nach von dem lockern Kütt herrührt, wodurch die Geschiebe verbunden sind, und der den durchsinternden Feuchtigkeiten den Durchgang gestattet, womit steinige Theile herausgeführt, und an die äußere Oberfläche der Felswände angesetzt werden. Wie locker, und schwammig der Kütt der Breccia sey, sieht man besonders an dem neuen Felsenthor in Salzburg, das durch den aus Breccia bestehenden Mönchsberg durchgebrochen worden ist. Die Decke, und

Wände dieses Thors sind meistens feucht, und diese durchseigenden Feuchtigkeiten lösen nicht selten große Stücke ab, die aber, bevor sie von selbst abfallen, durch gewisse zur Besichtigung dieses Thores verordnete Personen weggenommen werden. Die Lockerheit des Kütts der Breccia ist auch die Ursache, daß sie leicht ausbröckelt. Alle Treppen also, die aus dieser Breccia gebaut sind, haben besonders in alten Gebäuden ein rauhes, und löcherichtes Ansehen, und nicht selten beträchtliche Vertiefungen.

Die meisten Thäler jenseits der Donau unterscheiden sich von den Thälern in dem übrigen Deutschlande dadurch, daß sie so wenig über die Betten der Flüsse, von welchen sie durchströmt werden, erhaben sind, und wie mit der Wasserwage geebnet, bis an die Füße schnell sich empor hebender Berge fortlaufen. Diese hügellosen Thäler sind natürlicherweise viel einförmiger, als die von den Ufern der Flüsse sanft emporsteigenden, und zu immer höhern Hügeln sich wölbenden Thäler in Schwaben, Franken, und besonders in Hessen, das in Rücksicht auf Hügel, und Berge Eines der schönsten, und vielleicht das schönste Land im ganzen Römischen Reiche ist. Aus den fast wagerechten, und ungewölbten Flächen, und Thälern des südlichen Deutschlandes kann

man, glaube ich, mit Recht schließen, daß diese Thäler durch die Sedimente der durch sie laufenden Ströme eben so langsam, und gleichförmig, wie vormahls die Schichten der nicht ursprünglichen Kalk- und Schieferberge im Ocean angelegt oder gebildet worden sind. So oft ich die niedrigen Ufer der Süd-Deutschen Ströme mit Aufmerksamkeit angesehen habe; so oft habe ich mich darüber gewundert, daß diese Ströme in einem Laufe von so vielen Jahrhunderten, und selbst Jahrtausenden ihre eigenen Ufer, und die zunächst angränzenden Länder nicht mehr erhöht haben, da sie doch nach jeder Ueberschwemmung eine Menge von fremden Theilen, und Cörpern, die sie mit sich führten, zurücklassen musten. In der That aber scheint es, als wenn die meisten Süd-Deutschen Flüsse wegen der hohen, und harten Felsgebirge, von welchen sie herabkommen, weniger fremde, und besonders befruchtende Theile bey sich führen, als die Elbe, und Weser; und als wenn der Kies, womit sie oft die angränzenden Gegenden bedecken, viel weniger verwittere, und sich viel schwerer in fruchtbare Erde auflöse, als die Geschiebe, womit die von weniger harten, und hohen Bergen herabkommenden Flüsse angefüllt sind. Wenn

die Ueberschwemmungen im nördlichen Deutschlande nicht so gewaltig sind, daß sie Zerstörungen anrichten; so sieht man sie wegen des fetten Schlamms, den sie zurücklassen, als einen Segen, oder als eine Wohlthat der Natur an. Im südlichen Deutschlande hingegen werden die Austretungen der Flüsse, auch alsdann, wann sie nichts niederreißen, gewöhnlich doch dadurch schädlich, daß sie auf Wiesen, und Fluren kiesige Theile absetzen, wodurch die Güte des Erdreichs vermindert wird.

So sehr das nördliche Deutschland das südliche durch andere öffentliche nützliche Anstalten übertreffen mag; so gewiß ist es, daß das erstere mit dem letztern in Rücksicht auf Wege, und Posten verglichen, noch großentheils ein Land der Barbaren zu seyn scheint. Wenn man die Chausseen ausnimmt, welche die Braunschweigischen, und Hessischen Häuser haben bauen lassen; so kann man nach anhaltender übler Witterung das übrige nördliche Deutschland nicht anders, als mit Gefahr des Lebens, und der Gesundheit, oder wenigstens mit unsäglichen Beschwerden, und mit großem Verlust von Geld, und Zeit durchreisen. Im südlichen Deutschlande hingegen kann man von Frankfurt, oder von Bamberg, und Wirzburg nach Wien, von Wien nach Ita-

lien, oder der Schweiz, und aus der Schweiz bis nach Frankfurt fahren, ohne durch schlechte Wege, oder Post-Einrichtungen aufgehalten zu werden *). Unter allen Deutschen Chausseen verdienen die Bairischen, die Fuldischen, und die Pfälzischen zwischen Schwezingen, und Manheim, und zwischen dieser Stadt und Ockersheim den Vorzug. Auf diesen herrlichen Wegen kann man oft halbe, und ganze Stunden fahren, ohne daß man das geringste Stossen, oder Schütteln, und oft kaum das den Chausseen eigenthümliche, im geringsten nicht unangenehme Schüttern empfände. Auf diese Chausseen folgen unmittelbar die Wirzburgischen, und Wirtembergischen: dann die Mainzischen, und zulezt die Badischen, und Speierischen Chausseen, die wahrscheinlich wegen des Sandbodens nicht besser gemacht werden konnten, als sie wirklich sind. Die schlechtesten unter allen sind die kaiserlichen, die sonst die ersten in Deutschland waren. Da aber der Kaiser vor mehrern Jahren den Bau seiner Chausseen verpachtete;

*) Es sind nur allein im Wirzburgischen, um Nürnberg, zwischen Salzburg und München, in Ober-Schwaben, und in der Pfalz zwischen Bruchsal, und Manheim, so wie zwischen Worms, und Oppenheim kleine Strecken übrig, die noch nicht ganz ausgebaut sind.

so verfielen sie in kurzer Zeit so sehr, daß man gezwungen wurde, die Pacht aufzuheben, und vielleicht drey bis vier Millionen Kaisergulden erfordert werden, bevor man die Wege wieder in ihren vormaligen Stand setzt. Die kaiserlichen Chausseen waren in dem letzten Frühling, und Sommer nicht nur sehr ungleich, sondern auch mit Haufen großer unzerschlagener Steine übersäet, die das Reisen auf diesen holperichten Chausseen viel beschwerlicher, als auf ungebauten Wegen machten. Die reissenden Bergwasser sind wahrscheinlich die Hauptursache, daß die Brücken in Baiern, und Oesterreich nicht so schön, und dauerhaft, als im übrigen Deutschland, und besonders im Hannöverischen, und an den neuen Hessischen Chausseen gebaut sind. Die Brücken in Baiern, und Oesterreich sind nicht von Quadern, sondern aus Holz gebaut; und sind entweder mit Brettern, oder mit Bohlen bedeckt, zwischen welchen man gemeiniglich die schnellen Ströme durchschimmern sieht. Manche haben nicht einmahl Geländer, sondern an deren Stelle sind an den Seiten der Brücken Tannenstämme hingelegt, die, wenn auch die Gefahr, wenigstens den Schein von Gefahr nicht aufheben. Wegen der Leichtigkeit des Baus schwanken oder zittern manche Brücken auf eine

schauderhafte Art nicht bloß, wann man darüber fährt, sondern auch wann man darüber geht. Dies fühlt man nirgends so sehr, als auf der Inn-Brücke bey Passau, die wahrscheinlich einmahl zum Verderben vieler Vorübergehenden plötzlich zusammenstürzen wird.

Zu den nicht genug zu lobenden Anstalten des südlichen Deutschlandes gehören die vortrefflichen Post-Einrichtungen. An den besuchtesten Straßen zwischen den großen Städten in Baiern, und Oesterreich wird man auf den Posten kaum fünf Minuten, und nur in abgelegeneren Gegenden wird man bisweilen eine Viertel- oder kleine halbe Stunde aufgehalten. Die Postillone fahren ohne Unterlaß einen starken Trott, und lassen es sich gar nicht einmahl einfallen, unterweges still zu halten, und zu trinken. Gewöhnlich legt man eine einfache Station in anderthalb Stunden Zeit zurück, welches aber selbst bei dem starken Fahren nicht möglich wäre, wenn nicht die Stationen kürzer, und zwar meiner Schätzung nach wenigstens ein Viertel kürzer, als in unsern Gegenden wären, wo eine einfache Station zwey richtig gemessene Deutsche Meilen ausmacht. Das ununterbrochene schnelle Fahren, und die Geschwindigkeit, womit man befördert wird, setzt Reisende in Stand, in

einem Tage ohne große Mühe 15 bis 18 Deutsche Meilen zu machen, welches im nördlichen Deutschlande ganz unglaublich scheinen muß. Am schnellsten wird man in Baiern, weniger schnell im Oesterreichischen befördert, und gefahren. In dem letztern Lande sind die Pferde nicht so gut, und die Postknechte viel unverschämter, als in dem übrigen südlichen Deutschland. In den Rheingegenden werden Reisende noch immer in der Berechnung der Wege- und Brückengelder, und besonders der Sperrgelder von den Postillonen hintergangen. Man sollte denken, daß die Postämter in Frankfurt es wenigstens verhindern könnten, daß ihre Postillone nicht Sperrgeld forderten, wenn man schon vor eilf Uhr in Friedberg anlangt. Ich weiß es, daß Reisende, die anderthalb Stunden vor Mittag in Friedberg angekommen waren, den Frankfurter Postillonen Sperrgeld haben bezahlen müssen, weil diese vorgaben, daß sie vor dem Schließen der Thore nicht zurückkommen könnten, wenn sie ihre Pferde gehörig futtern sollten.

Die Gasthöfe sind in den großen Städten des südlichen, und nördlichen Deutschlandes ohngefähr gleich gut; allein in den kleinern Städten sind sie im südlichen Deutschlande viel besser, als im nördlichen. Unter den

großen Städten Deutschlandes, die gute Gasthöfe haben, muß Wien, die Gröste unter allen, auch unsrer Erfahrung nach ausgenommen werden. Wir fanden in dem goldenen Ochsen, wohin wir als in einen der besten Gasthöfe empfohlen worden waren, nicht nur dunkle, und höchst unreinliche Zimmer, und Treppen, und schlechte zerrissene Möblen, sondern auch schlechtes, und theures Essen, und Frühstück; und ungeachtet wir uns nicht einmahl vier und zwanzig Stunden darinn aufgehalten hatten; so mußten wir doch zwey Tage Logis, und überdem noch Brod, Kerzen, und Wagenstellung besonders bezahlen. Andere Reisende versicherten, daß sie in den übrigen Wiener Gasthöfen weder merklich besser, noch auch billiger behandelt worden seyen.

Ich breche hier die Vergleichung des nördlichen, und südlichen Deutschlandes ab, die auch ohne Rücksicht auf politische Einrichtungen noch durch manche Fächer durchgeführt werden könnte. Was ließe sich nicht, besonders von Kennern, und Kennerinnen über die Verschiedenheiten der Gesellschaften, der Trachten, und Moden, der Nahrungsmittel, und ihrer Bereitung, des verzierenden, und nothwendigen Hausgeräths in den verschiedenen

Provinzen Deutschlandes sagen? Je länger man den Menschen beobachtet, desto mehr überzeugt man sich, daß keine herrschende Einrichtung oder Sitte unbedeutend sey, weil jede eigenthümliche Sitte, und Einrichtung etwas Eigenthümliches in der Natur, oder Lage derjenigen voraussetzt, unter welchen sie sich findet. Ich halte diese Bemerkung für so wahr, daß mir auch die kleinsten Unterscheidungszeichen ganzer Völker, und Provinzen der Aufmerksamkeit nicht unwerth scheinen, und wenn diese Unterscheidungszeichen auch nur in der Form, und Bereitung von Betten, oder in einer besondern Form von Wägen, oder Karren bestehen sollten.

X.

Berichtigungen und Zusätze zu den Nachrichten über die große Sterblichkeit im Lande Hadeln, und deren Ursachen.

Die große Sterblichkeit in dem zwar kleinen, aber sehr fruchtbaren, und blühenden Lande Hadeln hat die hohe königliche Regierung bewogen, den eigentlichen Ursachen derselben genauer nachforschen zu lassen. In dem Bericht, der höhern Orts eingesandt worden ist, hat man die ungewöhnliche Mortalität aus der großen Menge von fremden Dienstboten abgeleitet, denen das Hadelische Klima nicht zuträglich sey. Man kann aber mit Recht zweifeln, ob die auffallende Sterblichkeit im Lande Hadeln bloß daher rühre, daß das den Nicht-Einheimischen schädliche Klima so viele fremde Dienstboten wegraffe, die durch den

hohen Lohn in's Land gelockt werden. Manche Fremde werden gar nicht krank, wenn sie sich im Lande Hadeln niederlassen; oder wenn sie krank werden, so erhohlen sie sich bald wieder, nachdem der Cörper durch die erste Krankheit gleichsam dem Klima gleichgestimmt worden ist. Diejenigen Dienstboten endlich, die in gefährliche, oder langwierige Krankheiten fallen, werden meistens vor dem Tode in ihre nicht weit entfernte Heimath zurückgebracht.

Einer der einsichtsvollsten Männer meines Vaterlandes, Herr Ober-Commissär von Spreckelsen in Otterndorf vermuthet, daß Unreinlichkeit die Hauptursache der ansteckenden Krankheiten sey, wodurch im Hadelischen fast jährlich so viele Menschen weggenommen werden. Diese Unreinlichkeit sey am größten in den kleinen Häusern an der langen Straße, einer kleinen Vorstadt von Otterndorf, und dann in Pedingworth, einem Striche, der ostwärts nicht weit von Otterndorf liegt; und hier entspönnen sich daher auch gewöhnlich die gefährlichen Seuchen, wodurch die Zahl der Gestorbenen in Otterndorf, und den dazu gehörigen Kirchspielen so überwiegend größer, als die der Gebohrnen gemacht würde.

Auch dieser Grund scheint mir nicht ganz befriedigend. Die Hütten der Armen sind frey-

lich im Lande Hadeln, wie anderswo, nicht so sauber, als die Wohnungen der Reichen. Allein wenn Unreinlichkeit die Ursache verheerender Krankheiten würde, warum entstünden denn diese gerade in den reichsten Gegenden des Landes, und nicht in andern kleinern Oertern, wo Armuth, Elend, und Unreinlichkeit viel auffallender, als in und vor Otterndorf, und Altenbruch sind? Dürfte man die Unreinlichkeit der Stuben des armen Städters und Landmanns zum Maaßstabe der Mortalität annehmen; so würde das Land Hadeln weniger, als die meisten übrigen Länder unsers Königs von Krankheiten, und deren traurigen Folgen leiden. Unsauberkeit kann im Hadelischen vielleicht manchmal ansteckende Krankheiten erzeugen: allein eine gleiche, und größere Unsauberkeit würde in andern Gegenden nicht dieselbige Wirkung gehabt haben, und die Ursache also von der größern Gefährlichkeit unsauberer Wohnungen, Kleider, und Betten muß man am Ende wieder in der Ungesundheit des Klima suchen.

Nach meinen ehemaligen Erkundigungen hatte ich Ursache zu glauben, daß im Lande Hadeln die Zahl der Gebohrnen der Zahl der Gestorbenen wenigstens das Gleichgewicht halte. Eine neuere Tabelle aber enthält das traurige, und fast unglaubliche Resultat, daß ein Land, das in Rücksicht seiner Lage und Fruchtbarkeit sowohl, als in Ansehung der

Rechte, und Wohlhabenheit seiner Einwohner vor allen übrigen königlichen Provinzen begünstigt ist, das nichts durch Krieg, oder Ueberschwemmungen, oder Hungersnoth gelitten hat, daß ein solches Land dennoch während eines Zeitraums von zwanzig Jahren fast dreyhundert Menschen mehr verloren, als gewonnen hat. Es ist in der That der Mühe werth, sorgfältig zu untersuchen, woher es komme, daß das letzte Jahrzehend um so viel mörderischer, als das vorletzte war, da doch in das erstere die theuren Jahre 1771 und 1772 fielen, wo zwar im Lande Hadeln kein Mangel, oder Hungersnoth, aber doch eine große Theurung war. Noch begieriger wäre ich die Ursachen zu erfahren, warum gerade die reichsten Oerter des Landes Hadeln, die Stadt, und die umliegende Gegend von Otterndorf, und das Kirchspiel Altenbruch einen so unverhältnißmäßig größern Verlust an Menschen leiden, als andere Flecken des Hochlandes, besonders als Lüdingworth, das in Rücksicht auf Lage, Feldbau, Wohnungen, und Nahrung mit Altenbruch, und den umliegenden Gegenden von Otterndorf vollkommen übereinzustimmen scheint. Die Vergleichung der Geburts- und Sterbelisten des Siedlandes, oder der in der niedrigern Hälfte des Landes Hadeln liegenden Kirchspiele Illenworth, Wanna, Odisheim, und

Steinau bestätigen die Nachricht, die ich im Lande Hadeln selbst hörte, daß in diesen niedrigen, und den Winter durch größtentheils überschwemmten Gegenden die Bevölkerung vielmehr zunehme, als abnehme. In dem einen Jahrzehend war Wanna, in dem andern Steinau der einzige Flecken, wo die Zahl der Gestorbenen die der Gebohrnen überstieg. In den übrigen Kirchspielen hingegen war in beyden Jahrzehenden die Zahl der Gebohrnen merklich größer, als die der Gestorbenen. Diesen Vortheil der stets wachsenden Bevölkerung hat das Siedland nicht bloß der größern Einfalt der Lebensart, und dem geringern Luxus seiner Bewohner, sondern vorzüglich seinem Boden, und selbst seiner niedrigeren Lage zu danken. Der Boden in diesen Gegenden ist Moor-Grund, oder doch moorartig, und in einem solchen Boden werden nicht einmahl Sümpfe, und andere stehende Wasser stinkend, weil die Fäulniß durch die harzigen Theile, womit das Wasser geschwängert ist, gehindert, oder aufgehalten wird. Ueberdem ist das Siedland viel häufiger, als das Hochland mit kleinen Strömen durchschnitten, die aus Seen, oder Mooren ausfließen, und die Luft reinigen, anstatt sie zu vergiften. Selbst die Gräben um die höhern Felder des Siedlandes verderben die Luft weniger, als im Hochlande, weil sie wegen der tie-

feren Lage, und des feuchten Bodens länger ganz mit Wasser angefüllt bleiben, als im Hochlande, und eben dadurch den Schlamm, und die Pflanzen, und Wurzeln bedecken, deren Entblößung einen so schädlichen Gestank verursacht.

Wenn auch im Lande Hadeln Wasser, und Luft denen, die nicht daran gewöhnt sind, weniger nachtheilig wären, als sie wirklich sind; so glaube ich doch nicht, daß die Bevölkerung in diesem fruchtbaren Ländchen in dem Verhältnisse zunehmen würde, in welchem sie in andern Ländern unsers Königs zugenommen hat. Hadeln litt durch den siebenjährigen Krieg wenig, oder gar nichts, und gewann vielleicht, weil es seine Producte theurer, als sonst verkaufen konnte. Auch lagen besonders im Hochlande schon lange keine cultivirbare Gegenden ungebaut mehr. Im Gegentheil wurden die Aecker schon seit vielen Jahren mit einer solchen Kunst, und Sorgfalt bearbeitet, daß man in der Zukunft schwerlich viel mehr aus dem Boden ziehen kann, als man bisher daraus gezogen hat. Bey dieser trefflichen Cultur der Felder, Wiesen und Weiden konnte das Land ohne Fabriken, und Manufacturen nicht viel mehr Einwohner ernähren, als es bisher schon ernährte; und die Volksmenge konnte daher auch nicht in solchem Verhältnisse zunehmen, als in andern Ländern, die durch den Krieg

erschöpft,

erschöpft, und zum Theil noch unbebaut waren. Da überdem in den letzten Menschenaltern die Prachtliebe, und der Geschmack an ausländischen Waaren mehr, als die Kunst des Ackerbaus zugenommen hat: so läßt sich auch aus dem unmässig gestiegenen Luxus erklären, warum in einem Lande, das schon lange fast so viele Menschen hatte, als es ernähren konnte, mit den wachsenden Bedürfnissen der Einwohner die Zahl der Letzteren sich eher vermindern, als vermehren muste. Hiezu kömmt endlich noch dieses, daß nach dem ordentlichen Gange der Natur die kleineren Bauernhöfe sich immer vermindern, oder verkleinern, und die großen sich immer erweitern müssen. Die reichen Besitzer großer Höfe lauren beständig auf die Gelegenheit, ihre Höfe durch den Ankauf gutgelegener Ländereyen zu vergrößern. Die großen Höfe hingegen werden nie oder fast niemahls verstümmelt, weil die Besitzer entweder zu reich sind, als daß sie Ländereyen verkaufen sollten, oder wenn sie auch zu Grunde gehen, doch immer reiche Leute genug da sind, die große Höfe zu kaufen Lust haben. Diese allmählige Erweiterung der großen Güter muß der Bevölkerung, wenn gleich langsam, doch unfehlbar schaden.

Das Land Hadeln ist nicht die einzige Gegend in Deutschland, wo des hohen Wohlstandes der Einwohner ungeachtet die Bevölkerung eher

abnimmt, als zunimmt. Auch im Stifte Salzburg zeigt sich dieselbige Erscheinung, indem glaubwürdige Männer mir versichert haben, daß die Volksmenge sich wahrscheinlich jährlich vermindern würde, wenn nicht beständig so viele Fremde sich im Lande niederließen. Den Grund dieser stockenden Bevölkerung findet man in den übergroßen Bauerhöfen, die nach den Auswanderungen entstanden, welche schändliche Habsucht mehr, als Unduldsamkeit, und Verfolgungsgeist veranlaßten. Die Auswandernden verkauften ihre Güter um niedrige Preise an die Zurückbleibenden, und auf diese Art fielen viele kleine Güter in die Hände von wenigen großen Besitzern zusammen, die vielleicht ihre Ländereyen nicht schlechter bearbeiteten, als sie vorher waren bearbeitet worden, die aber dem Vaterlande nicht so viele junge Bürger, und Bürgerinnen schenkten, als die kleinen noch nicht zusammengeschmolzenen Güter ernährt hatten. Die Salzburgische Regierung sucht diese zu großen Güter, so viel sie kann, wieder auseinander zu reissen, welche Theilung von Gütern aber im Hadelischen viel größere Schwierigkeiten, als anderswo, finden würde. Einer solchen Theilung steht nicht nur das uralte Hadelische Landrecht entgegen, sondern sie wird auch dadurch äußerst erschwert, daß auf allen großen Höfen kostbare, der Menge

von Ländereyen entsprechende Gebäude aufgeführt sind, die den Besitzern sehr zur Last fallen müsten, wenn die Höfe um die Hälfte, oder um einen beträchtlichen Theil verkleinert würden. Ohne diese letztere Schwierigkeit, und ohne den offenbaren Widerspruch des Landrechts, und die darauf gegründeten Ansprüche der jüngsten Söhne würde es freylich anzurathen seyn, nicht, daß alle Höfe zu gleichen Theilen unter die Söhne vertheilt würden, sondern daß, wenn Besitzer großer Höfe von 12, 16, 20 bis 30 Pferde stürben, der jüngste Sohn als der Haupterbe des väterlichen Hofes verpflichtet würde, Einem (oder mehreren) seiner Brüder Land für vier, oder sechs, oder acht Pferde zu überlassen, damit dieser sich anbauen, und einen neuen Hof errichten könnte. So schädlich es im Lande Hadeln wäre, wenn die Güter zu sehr getheilt, und in Höfe zu vier, oder zwey Pferden zerstückelt würden; so vortheilhaft würde es für den Wachsthum der Bevölkerung seyn, ohne der Cultur des Landes zu schaden, wenn die zu großen Höfe, (und für solche halte ich diejenigen, die mehr als zwölf Pferde brauchen) ohne Verletzung von heiligen Rechten getheilt werden könnten. Wenn die Besitzer der Höfe von acht, oder zwölf Pferden gut haushalten; so können sie ihr Land eben so gut

pflegen, und eben so viel darauf verwenden, als die Besitzer von zweymal so großen Gütern. Die Zerlegung der übergroßen Höfe in mäßige würde auch dem Luxus mehr steuern, als alle Prachtgesetze, die man nicht vollziehen lassen kann; und auch diese Verminderung des Luxus würde ein Gewinn für die Bevölkerung seyn.

Das Land Hadeln besitzt in den beyden Herren Doctoren Detlef, und Rey zwey vorzüglich geschickte Zöglinge unserer Universität, und besonders hat sich Herr D. Detlef durch neue anatomische Versuche, die auch außer Deutschland Aufmerksamkeit erregt haben, als einen derwürdigen Schüler des großen Haller gezeigt. Ohne diese erfahrne und gelehrte Aerzte könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß gewisse endemische Krankheiten des Landes entweder nicht gehörig gekannt, oder nicht recht behandelt würden, und daß also vielleicht auch hierin eine Hauptursache der großen Mortalität zu suchen sey. So wenig man aber diesen Gedanken hegen kann; so sehr wäre es doch zu wünschen, daß die Krankheiten, die in den Marschgegenden an der Elbe, und Weser am häufigsten sind, genau beschrieben, und daß besonders die besten, und einfachsten Heilmittel gegen diese Krankheiten in den Oertern, die von Aerzten am weitesten entfernt sind, oder die die Hülfe des Arztes selten verlan-

gen, mehr, als bisher, bekannt gemacht würden. Ob das Land Hadeln so geschickte, und erfahrne Hebammen, als Aerzte habe, weiß ich nicht; ich zweifle aber sehr daran.

Wenn ansteckende Krankheiten auch nicht durch das Wohnen in dumpfigen Zimmern an der Erde hervorgebracht werden; so muß man doch wohl zugeben, daß sie dadurch sehr verschlimmert, verbreitet, und erhalten werden. Man kann nicht geradezu befehlen, daß diejenigen, die neue Häuser bauen, diesen Häusern höhere Fundamente geben sollen, um die Zimmer desto weiter von dem feuchten Boden, und dessen Ausdünstungen zu entfernen. Noch weniger kann man befehlen, daß wenigstens die wohlhabenden Familien nicht an der Erde, sondern im ersten Stock wohnen; allein man kann doch wünschen, daß die einsichtsvolleren Einwohner der Stadt in dem einen, wie in dem andern Stück bessere Beyspiele geben, und dadurch die nachtheiligen Wirkungen der bisherigen Art zu bauen, und zu wohnen vermindern möchten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Kleinere Länder- und Reisebeschreibungen

Bd.: 1

Berlin 1801

Geo.u. 235-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429676-1
VD18 1119992X-001